Über das Buch:
In den 30er Jahren tanzten sie durch ganz Europa, die schöne jüdische Tänzerin Maria und ihr Bruder Sylvin – als *Dolores und Imperio* verzauberten sie einfache Leute, Millionäre und Majestäten. Ein Leben voller Glanz und Glamour. Es endete jäh im Zweiten Weltkrieg, als Dolores im Holocaust ermordet wurde. Nach dem Krieg schlüpfte Imperio in die Kleider seiner Schwester und tanzte als Dolores wieder in den Varietés.
Sylvin Rubinstein lebt heute zurückgezogen in Hamburg. In langen Nächten erzählt er dem Journalisten Kuno Kruse die Geschichte seiner Zwillingsschwester, die auch die Geschichte seines Lebens ist – schwindelerregend und farbenprächtig wie der Flamenco.
Er erinnert sich an die Zeit in Brody, wo sie als Kinder einer jüdischen Tänzerin und eines russischen Fürsten aufwachsen, an die Tanzschule der strengen Madame Litwinowa in Riga, an den Offizier, der ihm das Leben rettet, und an die Nonnen, die sie vor den Nazis verstecken. 1945 begann sein drittes Leben, ohne die geliebte Schwester – die durch sein Erzählen für immer weiterlebt.
Dieses Buch ist »viel mehr als eine unerhörte Biographie – es ist ein anschauliches und bewegendes Geschichtsbuch« (*Berliner Zeitung*).

Der Autor:
Kuno Kruse, geboren 1953, lebt in Hamburg. Er war Redakteur der taz, der Zeit und des Spiegel, heute ist er Reporter beim Stern. Für seine Reportagen wurde er mit dem Theodor-Wolff-Preis, dem Joseph-Roth-Preis und dem Egon-Erwin-Kisch-Preis ausgezeichnet.

Kuno Kruse

Dolores & Imperio

Die drei Leben des Sylvin Rubinstein

Ich möchte mich bedanken bei:

Sylvin Rubinstein, der mir einen tiefen Blick in sein Leben gestattete und soviel Langmut aufbrachte für den mal stutzenden, mal kleingläubigen Zuhörer und ihm so viele Fragen und Fangfragen verzieh.

Fritz Hansen, der Sylvin Rubinstein seit Jahren aus der Gemeinschaftsarztpraxis mit Karl Heinz Roth und Michael Klemperer kannte und mich bei Rubinstein einführte. Der Sylvin Rubinstein und mich auf Reisen nach Polen und Berlin begleitete und manchen Kummer mit mir teilte. Und der mir immer wieder mit seinem unschätzbaren Rat zur Seite stand, Gedanken mit mir tauschte und wertvolle Ideen schenkte.

Dorota Vehlewald, die Sylvin Rubinstein, Fritz Hansen und mir in ihrem Heimatort Krosno Wege wies und Türen öffnete und recherchierte.

Michael Foedrowitz, der mir Akten freilegte, von denen die Archivare versicherten, daß es sie nicht gäbe, der Namen und Aktionen aus alten Dokumenten fischte, die Rubinsteins Erlebnisse einordnen halfen, und mich darin bestärkte, das Unglaubliche doch einfach zu glauben.

Marian Czura für dessen scharfe Beobachtungen, Hilfestellungen und Ratschläge.

Wolf Leder für seine wunderbare Einführung in die Welt des Theaters und Varietés der 20er und 30er Jahre.

Wieslaw Wiernicki für seine Führung durch das alte Warschau.

Heinz Storz, der mich in den Nachlaß von Kurt Werner sehen ließ und mir half, ein wenig in die Welt des Lehrers zu sehen, der einmal ein ungewöhnlicher Major war.

Christoph Schlegel, Ulrich Leutner und Marie Knott, die als erste Leser kritisch und hilfreich über das Manuskript gingen.

Meiner Lektorin Erika Stegmann.

Christian Irrgang für die schönen Fotos von Sylvin Rubinstein.

Barbara Grauel, Bettina Schneuer, Eckehard Lühring und den Irrgangs für die Beherbergung.

Bibiana Mennicken-Lenz, die mir half, Bücher zu besorgen, die ich sonst nicht gefunden hätte.

Den Mitarbeitern der Deutschen Dienststelle für die Benachrichtigung der nächsten Angehörigen von Gefallenen der ehemaligen deutschen Wehrmacht.

Der Akademie der Künste in Berlin.

Dem Archiv in Yad Vashem.

Und zuallererst bei Bettina, Fabian, Leon und Jannis für ihre monatelange Geduld.

I

Die Zeit ist eine Hexe. Sie hat die Hände in Krallen verwandelt. Es waren schöne Hände. Zärtliche Hände, als sie Maria die Diamantspange lösten und über das Haar strichen, das in Locken auseinanderfiel. Ihr Haar und diese Hände gehörten zusammen. Sie waren Zwillinge, gemischtes Blut, halb Christ, halb Jüdin, aber dasselbe Blut.

Die Zeit ist nicht vergangen, sie hat nur ihre Spuren hinterlassen. Zigaretten haben Teer in die Finger gegerbt, den keine Seifenlauge löst. Juno, im Krieg, die kleinen flachen, dann Players und Lucky Strike, die hatten die Amerikaner mitgebracht, als der Krieg für sie vorbei war.

Nichts ist vorbei. Sylvin Rubinstein saugt hastig, wie sie einer raucht, der wartet, an einer Straßenecke, auf einem Bahnsteig. Die Zeit heilt keine Wunden. Sie hält den alten Mann nur hin in diesem verqualmten Wartesaal, über dem geschrieben steht: »Weiterleben / 2. Klasse«.

40 Zigaretten am Tag, 365 mal 40 im Jahr, im Krieg hat die Raucherei angefangen, also 60 Jahre, das sind 876 000 Zigaretten. »Und ich warte bis heute.«

Der Husten hat den Tänzer hochgerissen, er kam heftig, das erste Mal um Mitternacht, als wollte er die Lunge zerfetzen. Es sei nur die Erkältung, sagt Rubinstein, ein Teelöffel Hustentropfen am Abend, was kann sonst helfen? Es war auch nicht der Husten, es war wieder der Lastwagen.

Trottoir ist nur für Deutsche! Der Lastwagen rast um die Häuserecke. Rippen, blutig, weiß, das Fleisch abgerieben auf dem Asphalt, die Wirbelsäule offen. Zerwalzte Leiber, eine Frau, ein Bündel im Radkasten. Er wollte schreien. Dann kam der Hustenanfall. Eine Zigarette schaffte Linderung.

Nichts ist vorbei. Wenn die Lider zufallen, ist alles da.

Absätze schlagen auf das Warschauer Pflaster. Es hallt von der Siennastraße herauf. Verstecken, schnell, höher, höher, das Treppenhaus hinauf.

Gleich werden die Stiefel unten gegen die Wohnungstür treten. »Aufmachen!«

Stoßgebete gellen aus den Wohnungen, dann wieder Brüllen, Befehle, deutsche Befehle. Das Getto ist wach. Gleich werden sie dem alten Mann die Hand brechen. Dann wird der Schrei durch den Morgen dringen.

Wohin?

Stillbleiben.

Nein. Weiter die Treppe hinauf! Decken, die Kissen, jede Stufe ist Nachtlager. Überall Menschenknäuel, aufgeschreckt. Sie wimmern.

Stiefel stampfen durch das Treppenhaus. Helme ohne Gesichter. Maria klammert sich an das Geländer. »Malke, Malke, hab keine Angst!« Aber die Angst, sie ist überall. Sie hallt von der Straße herauf, sie füllt das Treppenhaus, sie klirrt von den Wänden, sie jagt ins Mark, sie pocht in den Adern, läßt das Herz rasen. Alles bebt. Dann zerreißt die Angst den Schlaf.

Sylvin Rubinstein erwacht auf der abgewetzten Chaiselongue in der kleinen Küche in Hamburg, St. Pauli. Auf Stirn und Brust steht der Schweiß. Sein Körper zittert. Kerzenlicht flackert vom Leuchter. Ein Kaninchen schmiegt sich an seinen Hals. Er streichelt das weiche Fell und sagt: »Kuschi«.

Das Kaninchen stupst die Nase an seine Wange, schnuppert. Der Alpdruck steht noch in der Küche. Langsam, während das weiche Fell des kleinen Gefährten der Nacht die nasse Haut kitzelt, ganz langsam verglimmt der Traum.

Der alte Tänzer hat das Wildkaninchen im Park gefunden. Es war ein winziges Knäuel, die Augen noch geschlossen. Es hat die Milch aus einem Eierlöffel genippt. Rubinstein legt die Handschale unter den Stummelschwanz und sagt: »Pischi«. Der Urin läßt sich mit dem Taschentuch abtrocknen, es ist nicht viel.

Es ist Zeit, wieder ein Brikett in den Herd zu legen.

Ein hagerer Körper richtet sich auf, befreit sich aus zerwühlten Wolldecken. Sanfte Hände setzen das Kaninchen auf das Sofakissen. In jedem Muskel ist Spannung, der Tänzer springt auf.

Die Chaiselongue ist viel zu kurz für dieses hochgewachsene Skelett, das jetzt in seinem Hemd vor dem Herd kniet. Die knochigen Finger ziehen die Herdklappe auf, greifen den Schürhaken, stochern in der Glut. Funken und Asche fallen durch den Rost, ein paar glü-

hende Krumen bleiben. Etwas glimmt immer noch. Die Schlafphasen dauern ein Brikett, niemals zwei. Sie sind zu abgehackt für Laken und Daunen.

Das Bett nebenan ist seit Jahren unberührt. Zu viele Gespenster kommen nachts in die warme Küche. Sie kommen aus dem Warschauer Getto, sie kommen aus dem Pawiakgefängnis, sie kommen aus dem Krankenhaus in Berlin-Neukölln, um sich noch einmal zu erbrechen, von der Spritze, die sie in Buchenwald bekommen haben. Dann sterben sie in Rubinsteins Armen. Nacht für Nacht.

Die Finger greifen nach einer der Apfelsinenkisten, die über dem Herd zum Trocknen hängen. Sie zerbrechen die Bretter wie Basalt. Kraft ist in diesen schmalen Händen. Der Schürhaken hebt die Eisenscheibe und Ringe aus der Herdplatte. Die Hände werfen das Holz in die Glutkrumen. Flammen schlagen hoch. Ein paar grobe Scheite darauf, zwei Briketts. Die Eisenscheibe versinkt wieder in der Platte. Rubinstein schiebt den Wasserkessel auf die Herdmitte. Es ist noch dunkel draußen. Der Körper, der so greis geworden ist und doch beweglich geblieben, kauert wieder in den Sofakissen. Das Kaninchen hopst in seinen Schoß.

Auch damals, auf den jüdischen Gräbern, waren Kaninchen Rubinsteins nächtliche Gefährten. Das war in Galizien, wo Europa einmal jüdisch war. Es war klirrend kalt im Januar 1942, sternklar. Doch das Rascheln, das plötzlich zu vernehmen war, kam nicht von den Kaninchen. Es waren Kinder, ein jüdisches Geschwisterpaar, von den Eltern in den Tannen auf dem Friedhof versteckt, in dicken Mänteln fast erfroren. Rubinstein hat sie zu einem Kloster gebracht, zusammen mit dem Major.

Auch der Major hat eines Nachts hier in der Küche gestanden. In vollem Wichs mit dem Umhang, und seinem Monokel. Und Rubinstein hat gesagt: »Herr Major«.

»Sag nicht immer Herr Major zu mir. Ich will das nicht mehr hören.«

»Wie soll ich denn sagen?«

»Nicht immer Herr Major.«

»Dann sage ich Vater Kurt.«

Major Kurt Werner hat gelacht. Und Rubinstein wußte, der Major ist in dieser Nacht gestorben.

Es fallen viele Träume über den Tänzer. Böse Träume. Aber Maria

kommt. Sie kommt jede Nacht. In ihrem schwarzen Kleid mit silbernen Pfauenpailletten steht sie vor ihm. Musik schwebt durch die Küche, Flamenco, er steigt auf von irgendwo aus seiner Seele. Sie lockt mit den Kastagnetten. Er steht auf, und sie tanzen. Das Morgenlicht fällt warm auf das Parkett der alten Tanzschule in Riga. Leichtfüßig schwebt Maria, die zarte, in ihrem Tüllkleidchen über das helle Holz. Zwei Glissaden, und sie setzt an zu einer tour jeté, alle Kinderaugen schauen fasziniert auf diese vollkommene Ballerina. Hinter ihr steht zufrieden die strenge Litwinowa, sie lächelt. Die Lehrerin sagt: »Euch werden die Bühnen der Welt gehören.« Rubinstein versucht den Traum zu halten. Er kneift die Lider fest zusammen. Aber die Litwinowa entweicht, der Ballettsaal, Maria verfliegt.

Dann steht der Tänzer auf und zündet eine Kerze für sie an, die große auf dem tibetischen Messingkandelaber.

Der Docht steht in einem See aus Wachs. Maria war schon früh gekommen in dieser Nacht. Sie dringt immer zu ihm durch. Er hört ihre Stimme in den Trümmern Warschaus, ihr fröhliches Lachen hinter der Bühne des Berliner Wintergartens. Und er sieht ihre Tränen auf dem Bahnsteig.

Es brennen viele Leuchter in der Küche, jede Nacht. Sylvin Rubinstein braucht ihren sanften Schein. Dann hört er den alten Rebbe sagen: »Bete, egal in welcher Sprache, aber bete.«

Rubinstein hat lange gebetet. »Aschamnu, aschamnu, adanoi, adanoi.« Die Hände sind gefaltet, der alte Körper pendelt auf der Chaiselongue, wie die Gläubigen sich wiegen an der Mauer des großen Tempels. Nichts läßt sich herbeibeten. Nicht einmal der Tag.

II

Goldene Engel wachen über seiner Chaiselongue. Sie schweben über chinesischem Porzellan, einem russischem Samowar. Die geschnitzte Madonnenfigur und das Foto der Hure, mit liebevoller Widmung für Dolores von Domenica, eine Zigeunerin in Öl, Kriegsgott Mars in Porzellan, ein schwerer Buddha, Vasen, Wandteller, Miniaturen, Tiffanylampe und Kruzifix. Jeder Winkel der Wohnung, jedes Tischchen, jedes Deckchen bordet über von Rarissima.

Auseinandergerissen wäre es Ramsch, so zusammengefügt entsteht ein sentimental sakrales Museum. Zwischen Antiquitäten und Nippes ein Davidstern, vor der Pawlowa als Leda mit dem Schwan ein Schabbatleuchter. Funde aus einer vernichteten Kultur, ausgegraben auf Flohmärkten, wo Rubinstein zurückkaufte, was einmal geraubt worden war. Er sagt: »Zurückgeschachert.« Puppen in Flamencokostümen, die anderswo Kitsch wären, sind hier Reliquien.

Manchmal ist es ein Foto, manchmal der Chanukka-Leuchter, so einer, wie er bei der Mutter auf dem Kaminsims stand, manchmal nur eine Rüsche an einem Kleiderärmel, die einen Lichtbogen spannt, wie eine Brücke in eine verlorene Welt, über die Gedanken wandern. Samtstoff, über einen Stuhl geworfen, verzaubert sich im Zwielicht in eine herbstlich rote Hügellandschaft Galiziens. Dann fassen die Zwillinge einander an der Hand, sie rennen über die Wiese und waschen ihr Gesicht im Morgentau. So haben sie es damals oft gemacht, in Brody, in Galizien. So bleibe man ewig jung, hatte die Mama gesagt. Sie liefen barfuß. Denn die Füße sollten ewig jung bleiben. Das wünschten die Kinder. Sie wollten tanzen.

Traumversunkenes Geigenspiel zieht den alten Mann in die Goldstraße von Brody, in die Nalewkistraße in Warschau, ein Saxophon spielt auf dem Kurfürstendamm in Berlin. Ein Tango stößt das Portal zum Adria auf, Licht geht an, und unter den prunkvollen Kronleuchtern des Warschauer Varietés sitzen Damen in großer Robe und Operettenoffiziere mit Epauletten und gepuderten Gesichtern an kleinen Tischen bei Champagner und Artischockendips. Alles ist gleichzeitig in dieser Wohnung auf St. Pauli.

Der Tänzer sinkt zurück in die zerwühlten Wolldecken. Er legt die schlanken Hände hinter den Kopf. Die Augen lächeln, die Lider fallen wieder zu. Colliers und Diademe blitzen auf, er sieht cravates noires, Cumargürtel und goldene Manschettenknöpfe.

Dolores tanzt in einem Kleid, rot wie Glut, tausend Rüschen. In der Loge thront Königin Juliana der Niederlande und lächelt. Das Tuschinski-Theater in Amsterdam trägt noch die alte Eleganz, auch das Femina am Rembrandtplein.

Kaiser Haile Selassi sitzt im Urania-Varieté in Zürich, und in der Garderobe wartet in einem seidenen Mohnblumenkleid die Millionenerbin Barbara Hutton. Sie fragt, wo jemand so tanzen gelernt hat. Und Dolores antwortet: »Bei Madame Litwinowa von der Zarenoper.«

Sie ist schön, die Hutton, jüdisch oliv. Sie lädt ihn ein, in das Hotel-Restaurant. Zwei Detektive begleiten sie, groß und schlank, und von der Art, wie Dolores sie fürchtet, weil solche Männer dem Flamencostar oft über den Handrücken streicheln, hinauf zum Gelenk. Aber diese beiden sind nur höflich interessiert.

Dolores, dein Graf ist da! Er legt Hut, Stock und Mantel in die Arme des Portiers, dann sitzt er an dem kleinen runden Tisch, im Sektkübel steht Champagner. Jeden Abend trinkt er ihn allein. Er hat Rosen geschickt und einen Persianer.

»Ich habe 24 Pelze gehabt, Leoparden, Nerze, 24 Paar Schuhe, 24 Kostüme und Perlen«, sagt Rubinstein, »Parfüm war mir nie zu teuer. Mit offenen Mäulern haben sich umgedreht die Kerle. Die Leute sind nach der Oper ins Varieté gekommen. Hat Dolores schon getanzt? Sind gekommen wunderbare Menschen.«

Das war, als Dolores noch Ernte 23 rauchte, und Overstolz. Die Baronin, die Anschluß suchte, weiblich und dominant, mußte Dolores enttäuschen. »Ich habe dich geliebt«, hatte die Baronin gesagt, »auf den ersten Blick.« Zum Abschied hat sie Geld auf den Tisch gelegt, 500 Mark. Das war nicht verletzend, es war ein großer Schein, der größte, den die Bundesbank damals druckte.

In den Varietés und Bars verkehrte noch die gute Gesellschaft. Der große Verleger fuhr mit Gästen bei dem Atelier Monokel in Hamburg vor. Die Journalisten haben mit Dolores lange am Tisch geplaudert und eine gute Rechnung gemacht. Der Verleger war ein kultivierter Mann. Dolores will nicht begreifen, daß die Studenten später gegen ihn auf die Straße gezogen sind. »Er hat verstanden die Juden.«

Aber er konnte auch den Verleger nicht begreifen. »So ein intelligenter Mann. Weshalb hat er erlaubt, daß die Zeitung macht solche tuches mit meluches?« Einige Jahre später sollte das Monokel »Palette« heißen und Spelunke der Gammler, Hippies und Studenten werden, die die Republik umkrempelten. Der Schriftsteller Hubert Fichte hat dem Lokal in einem Roman ein Denkmal gesetzt.

Das Trichter-Cabaret auf der Reeperbahn hatte einen Bombentreffer bekommen. Aber das Parkett war verschont geblieben, und der alte Trichter nun mit neuen Straßenlaternen und Mansardenfenstern auf Montemartre dekoriert. »Zwei Schwestern waren die Besitzer«, erinnert sich Dolores, »und sie haben gefragt, wo ist die Tänzerin?« Da hat Dolores sich in der Garderobe zurechtgemacht. »Und ich bin

rausgekommen wie eine Furie.« Sie haben Dolores zum Essen eingeladen. Das haben sie sonst bei Künstlern nie getan.

Heute verrottet dort, wo der berühmte Trichter stand, der Beton der 60er Jahre, daneben läuft das Musical Cats. Die Besucher kommen in Bussen. Das war auch damals so gewesen. Die Gäste kamen von Nord und Süd, aus Dänemark, Schweden und von überall her auf die Reeperbahn. Juan Llossas brachte mit seinen Latino-Rhythmen jetzt im Trichter die Tanzpaare zum Toben. Früher, vor dem Krieg, da hatte sein Tango-Orchester im Femina-Varieté in Berlin gespielt, und auf den Plakaten stand: »Juan Llossas aus dem Ritz in Lissabon«. Auch das Regina war noch ein gutes Lokal auf der Großen Freiheit, und in das Tabu begleiteten wohlerzogene Töchter ihre Eltern. Dolores wanderte von Varieté zu Bar zu Lokal und zurück zum Varieté.

»Zur Hölle« in Frankfurt, dort verkehrte die Matura, eine große Kokotte aus Berlin. Und auch die Nitribit, »wenn sie war geschminkt«, erinnert sich Dolores, »ist sie gewesen eine Puppe«. Damals im Varieté war sie noch als »Schönheitstänzerin« aufgetreten, »ein kleines Persönchen, aber sehr raffiniertes«. Erst später wurde sie eine berühmte Hure und eine noch berühmtere Tote.

Der Mord an Rosemarie Nitribit war ein Skandal dieser besseren Gesellschaft. Alle Zeitungen hatten über ihre Herrenbesuche aus der Geschäftswelt und der Politik spekuliert. Der Junge jedenfalls, versichert Dolores, der bei der Rosemarie war, »diese treue Person«, die verhaftet wurde. »Der war doch stockschwul. Die hat sich gehalten die schwulen Männer. Die haben sie beraten bei den Kleidern.«

Auch Elvis Presley hatte einmal in der »Hölle« geschmort, zwischen anderen GIs, an einem der vorderen Tische. Er hatte sich an Dolores' Kastagnetten versucht. Aber es kam nur Geklapper, und seine Kameraden haben gelacht. Der Sänger hat viele Dollars auf dem Tisch gelassen. Dolores hat gesagt: »Laß die Lockschen, bring die Offiziere.« Er kam wieder mit den Offizieren, und sie ließen noch mehr Dollars bei den Teufelinnen der Nacht.

Aber die Nitribit will Rubinstein nicht wieder aus dem Kopf. »Aber warum hat sie sich nicht lassen bewachen von den schwulen Männern?«

Das Eremitage in Düsseldorf wollte Dolores nicht weiterziehen lassen. Aber was sollte Rubinstein dort? Früher mit Maria hatte er im Paladium getanzt. Das war das erste Haus am Platz.

Das Astoria in Bremen war ein neu aufgebautes Haus, aber wieder »ein Klassevarieté«. Die Bühne sprang halbrund aus der Ecke hervor. Es gab Logen im Parkett und auch auf dem Rang, in denen die Gäste Söhnlein-Sekt tranken. Von der Decke hingen Kronleuchter. Von rechts aus der Nische blies das Orchester. Das Parkett war neu, es hatte eine gute Akustik.

Unter dem Astoria lud ein Restaurant Gäste und Künstler nach der Vorstellung zu einem Nachtmahl. Dolores hat dort immer alleine gegessen. Das war in der Adenauer-Zeit.

Früher in Berlin, da hatten sie bei Mutter Schwanebeck gesessen, in der »Kleinen Scala«, Maria und er, und Bobby, das Revuegirl, und die Cordonas. Alle zusammen, an den engen Tischen. »Und wir haben gesessen und geschludert«, sagt Rubinstein. Das war in der Hindenburg-Zeit, vor der Hitler-Zeit. Der Tänzer teilt die Dekaden nach ihren Herrschern auf, wie es Menschen tun, die noch unter Nikolaus dem Zweiten geboren sind und in einer Zeit leben, in der kaum jemand mehr weiß, daß so der letzte russische Zar hieß.

Der Flamenco hatte die Menschen in die Lokale gezogen. In jedem besseren deutschen Hausflur hing bald eine Spanierin, die man wieder »rassig« nennen konnte. Dolores reiste von Engagement zu Engagement.

Dolores war eine Legende in den Varietétheatern. Auf einem roten Streifen klebte der Name auf den Plakaten.

Die »Beine von Dolores«, die Gerd Wendland in Geza von Cziffras Revuefilm »Die schöne Maja« besang, war zum Gassenhauer geworden. Die Komposition von Michael Jary hatte nur den Namen mit der Dolores gemeinsam, die durch die Varietétheater tingelte. Sylvin Rubinstein hatte Michael Jary einmal in der Fasanenstraße getroffen zusammen mit Zarah Leander. Das war kurz nach dem Krieg gewesen.

Allein die schöne Maja, die Schauspielerin Maria Litto, glaubt Dolores sich zu erinnern, hätte oft bei ihm in der ersten Reihe gesessen und die Schritte studiert. Darauf ist er auch ein wenig stolz. »Das muß man, man muß immer abschauen, was machen die anderen. Ich habe auch geklaut, von La Argentina, von La Belle Herero. Und heute sehe ich Tänzerinnen im Fernsehen und probiere ihre Figuren.«

Der Film aber hat ihn geärgert. »Das war ein Gehopse, kein Tanz.« Nichts verband das Lied mit der Dolores, die auf den Varietébühnen

tanzte. Später in Hamburg hat er manche Nacht mit der Litto im Fürsten auf das Morgenlicht gewartet. In dem kleinen Lokal ließen sie alle die Nacht ausklingen, die Mädchen vom Ballett und die vom Bordstein, die Künstler vom Theater und vom Fernsehen.

Der Künstlername »Dolores« war niemals geschützt. Warum also streiten? Das Lied hat Dolores immer genützt. »Es war eine Reklame, grandiose.« Es hatte schon einen Film gegeben: »Die schönsten Beine von Berlin«. Er lief Ende der 20er Jahre. Die Hauptfigur des Stummfilms hieß Dolores. Die Filmmusik spielte ein Pianist vor der Leinwand. Komponiert hatte sie Otto Stenzel, den sie später als Kapellmeister in der Scala kennenlernten. Daß sein Neffe in den schlimmen Jahren in Warschau ein Schicksalsengel werden sollte, wer konnte das ahnen, damals als sie in der Scala tanzten und Otto Stenzel den Taktstock hob. Der Otto mit seinem markanten Profil.

Dolores und Imperio, das war dann auch ihr Bühnenname gewesen, in den dreißiger Jahren, als Maria und Sylvin Rubinstein im Adria getanzt hatten, in Warschau, im Wintergarten und in der Scala in Berlin. So hat es in den Programmen gestanden, als sie bis Istanbul gereist waren mit ihren Artistenkoffern voller Träume.

Alle Kollegen nannten seine Schwester Dolores und ihn Imperio. Es war leichter in Europa mit einem spanischen Namen als einem jüdischen. Selbst Zigeuner, die sie trafen, glaubten, sie stammten aus Andalusien. Und als sie Galizien sagten, verriet nur der Akzent, daß sie das Galizien im Osten meinten und nicht das spanische. Eine Weile begleitete eine spanische Zigeunerin die Zwillinge. Sie war Lehrerin, Choreographin, Managerin und Schneiderin. Sie hockte auf ihnen wie eine Glucke und verjagte alle Bussarde, die sich Maria oder Sylvin näherten. Das war bevor die Braunhemden durch das Brandenburger Tor marschierten, und dann nach Osten und Westen und nach überall.

Der alte Körper schnappt auf wie ein Stilett und steht kerzengerade vor der Chaiselongue. Das Gesicht ist jetzt scharf gezeichnet. Stolz funkelt aus den Augen, der Kaumuskel tritt männlich stark hervor und verjüngt den Kiefer zu einem markanten Kinn. Die Handteller winden sich, die Finger rollen zur Faust, aus der sich Zeige- und Mittelfinger jetzt energisch hervorstrecken. Die Arme sind Adlerflügel. Die nackten Füße schlagen auf den Küchenboden. »So«, sagt Rubinstein, »bewegt sich der Mann.«

Die energischen Gesichtszüge glätten sich zu einem weichen Antlitz. Ruhe liegt im Körper, Anmut im Spiel der Finger und Hände, Zärtlichkeit in der Pose. Die Arme bilden ein stilles Oval, beschreiben einen Kreis, der Blick geht geradeaus. »So«, sagt Rubinstein, »tanzt die Frau.« Die Hände fließen, alle Glieder folgen dem Mittelfinger. So führen Engel die Finger in den Kirchen des Barock. Es sind Marias Finger.

Dolores y Imperio, Imperia Dolorita, von beiden ein Teil. Zwei Menschen sein in einem Körper, zwei Pole. Nur der Tanz entlädt die Spannung.

Der alte Tänzer sinkt zurück in die Chaiselongue, und die Traurigkeit fällt wieder über ihn wie ein schwerer Schleier.

Irgendwann war das Haar der Dolores toupiert, wie es nun Mode war. Es steckte eine Blume darin, oder eine kleine Krone. Auch Maria hatte eine Blume im Haar getragen, oder ein Diadem. Dolores' Kleid fiel lang über die Knöchel. In den Augen loderte Feuer. Die Hände arbeiteten graziös, und doch – sie waren eine Nuance zu groß, die Arme ein wenig zu muskulös. Die Nase schien von Jahr zu Jahr zu wachsen.

Marias Gesicht ist immer klar. Sie ist jung. Maria, die er Malke nannte, war nicht die Zeit vergönnt, Falten zu bekommen. Marias Gesicht ist ewig jung geblieben.

»Dolores war eine Königin«, sagt Rubinstein. »Sie durfte nicht werden eine Klamotte.« Die Königin zog sich zurück.

Die Bühnen wurden jetzt kleiner, das Licht schummriger. Dort tanzte Imperia Dolorita, und im Programmheft stand irgendwann das Wort: »Verwandlungskünstlerin«.

Dolorita lag der Prinz von Homburg zu Füßen. Das war, als jeder wußte, daß dieser Titel einem Boxer gehörte. Er war ein großer Kämpfer. Meist kam er zusammen mit seiner Frau. »Die haben mich geholt zum Tisch, Flasche Sekt bestellt und gesagt: Na, du altes Haus, tanzt du noch einmal? Und ich habe gesagt, ja, Vater, werde ich noch tanzen. Zwei- bis dreihundert Mark auf dem Tisch haben die gelassen.« Und Dolorita ist noch einmal die vier Stufen auf die Bühne hinaufgestiegen, wobei sie das lange Kleid mit den Rüschen ein wenig anhob, daß man ihre Beine sah. Und das rote Scheinwerferlicht brannte auf die linke Schulter, dort, wo das Kleid immer ein wenig herunterrutschte.

Imperia Dolorita zog ein letztes Mal mit dem Orchester »Schorsch Wiegand« durch Ballsäle und über Faschingsbälle. Der alte Rubinstein nimmt einen Zeitungsschnipsel aus dem Karton. Vergilbtes Papier besiegelt das Ende der Dolores.

»Imperia Dolorita«, schrieb der Chronist, »entpuppte sich zu aller Erstaunen als – Mann. Man war zunächst ob dieser Feststellung etwas enttäuscht und wertete das ganze als einen Bluff. Schließlich war es nichts anderes, aber es war gekonnt und saß. In zwei Tänzen, zum aufreizenden Klappern der Kastagnetten, legte Dolorita echt spanisches Feuer an den Tag (die Mutter des Künstlers ist Spanierin, na darum!), das manchem weiblichen Star den Konkurrenzneid entfacht hätte. Auch an Charme und Grazie fehlte es nicht, und an den Beinen könnte man tatsächlich irre werden, es gibt sicher zahllose Frauen, die sie sich wünschen mögen. Dankbarer Beifall belohnte Imperia Dolorita, den der ›spiritus rector‹ Griesel als Manager Nr. 1 auch für sich buchen konnte.« Der Ministerpräsident war unter den Gästen und bedankte sich bei Imperia Dolorita für den wundervollen Auftritt.

In den Verträgen, die der Flamencostar nun abschloß, wurde Dolores nur noch in Klammern hinter den neuen Künstlernamen vermerkt, wie eine Reminiszenz. Und an der Stelle, an der früher »Tänzerin mit ihrem Originalrepertoire« gestanden hatte, hatte nun ein Agent »Damendarsteller« in das Standardformular getippt.

Und dann war ein Jammern in der Garderobe, und auch das Hotel war nicht bezahlt. Die Artisten saßen in Stuttgart auf ihren Koffern, sie saßen rittlings obenauf oder hockten zusammengesunken davor, und eine junge Tänzerin weinte, daß ihr die Schminke lief. Sie waren in einer großen Truppe unterwegs, der Manager war weg und die Gage futsch.

»Wiener, Schlawiner«, sagt Rubinstein. Ein Lächeln, die Züge sind entspannt, signalisieren Vergebung. Gaunereien verjähren.

Sie waren mit einer ganzen Truppe auf Tournee, keiner hatte ein Anschlußengagement. Der Manager, daran gab es zwischen den Koffern und Kisten keinen Zweifel, lag jetzt irgendwo im Liegestuhl eines Strandhotels und steckte dem Serviermädchen, das einen kühlen Cocktail brachte, die Abendgage eines ganzen Orchesters als Trinkgeld ins Schürzchen.

Oder, auch daran gab es nach langen Lamentos und Debatten keinen Zweifel, er lag in einem Kühlhaus, weil er schon einmal mit irgendeiner Kasse durchgegangen war und die Kollegen ihn gefunden hatten.

Für die Truppe jedenfalls war er von dieser Welt verschwunden. »Da habe ich gegeben, was ich hatte in meinem Strumpf, daß die Kollegen können reisen weiter.«

Rubinstein gönnte dem Neon-Teint seiner langen Varieténächte warme Sonnenstrahlen, sprang die Stäffele hinauf, die die Straßen an den Stadthügeln miteinander verbinden, und rutschte wie ein Schuljunge die Geländer hinunter. Dann lockten ihn Jahrmarktsplakate zum Cannstatter Wasen.

Auf dem Rummelplatz zog diese Schaubude ihn an. »Schauen Sie herein, meine Damen und Herren«, rief der Conférencier, »kommen Sie, überzeugen Sie sich selbst.« Es war lustig, die Akrobaten zu sehen, die vorne auf der Rampe als Kostprobe ihrer Kunst Gewichte balancierten und Ketten sprengten, um Attraktionen zu versprechen, die allen den Atem rauben würden, hinter dieser Wand in dieser Schaubude, in der die nächste Vorstellung immer in wenigen Minuten begann.

Rubinstein ging an die Kasse, kaufte eine Karte und trat durch einen schweren Vorhang in eine glitzernde Spiegelwelt. Er sprang auf die Bühne, machte ein paar Schritte. »Die Akustik«, sagt Rubinstein, »wunderbar.«

Er war von der Planke weg engagiert.

So ist Rubinstein weitergereist mit Tarzan, der mit Krokodilen kämpfte, mit Jongleuren und einem Herkules.

Sylvin Rubinstein hat den Zigeunersommer auf den Rummelplätzen genossen. »Nicht die Bretter«, sagt er, »die Beine tanzen.« Und die Schaubude hatte gleich zwei Flamenco-Stars in einer Vorstellung. Imperio, in der schwarzen Weste mit dem spanischen Hut, und dann, nur wenige Minuten später: die große Dolorita.

Mit Rasch und der Schaubude war Rubinstein wieder nach Hamburg gekommen. »Und dann bin ich geblieben hängen.«

Später hat der Tänzer den alten Rasch gelegentlich in seinem Wohnwagen besucht, wenn er auf dem Dom stand, wie die Hamburger ihren Rummelplatz nennen. Da hatte Rasch nur noch die Spiegel, durch die sich die Rummelplatzbesucher tasteten. Die Bude hieß: »Das verrückte Labyrinth«.

Die Erhard-Zeit war auch in Hamburg angebrochen, die eigentlich noch die Adenauer-Zeit war, aber schon so hieß, weil jetzt die Wirtschaft mehr bedeutete als Politik. Das Publikum wollte Hawaii-Gitarren hören und von der Südsee träumen. Imperia Dolorita tanzte in einem Bastrock. Und der Esprit verflog wie Parfüm aus einem zerbrochenen Flakon.

III

Rubinstein sitzt Stunden wach. Er spricht laut vor sich hin, er spricht ein ausgewähltes Polnisch und ein Deutsch, bei dem er mit einer verdrehten Syntax spielt, die Menschen mitbringen, die aus dem Osten kommen, und die er sich bewahrt. Er redet russisch, dann wieder spanisch, das er bei der Zigeunerin lernte. Es sind Floskeln, Dialoge. Er flucht auf ungarisch, eröffnet eine gepflegte Konversation in einem englischen Club und setzt sie in einer verruchten GI-Bar fort. Er verstellt die Stimme, und ukrainische Sätze springen über seine Lippen. Das Französisch, das er weich spricht, kam von der Mutter. Sie war Tänzerin in Rußland, als der Adel noch Versailles spielte. Er lernte von ihr auch Deutsch, vielleicht, weil man am Zarenhof auch einmal so gesprochen hatte, vielleicht, weil die gebildeten Juden überall deutsch sprachen. In jeder Sprache kennt er zärtliche Worte, bittere und auch die ungehörigen.

In ruhelosen Nächten übt Rubinstein die Sprachen, damit keine verlorengeht. Denn jede war eine Lebensstation, und er springt zwischen ihnen hin und her, wie seine Erinnerungen springen. Nur wenn Rubinstein Halt sucht an Worten, dann spricht er jiddisch, so wie es die Mutter sprach, wenn sie ihre Zwillinge tröstete.

So wie damals, als Sylvin Rubinstein noch sehr klein war und seine Schwester bitterlich weinte und er seiner Mutter ins Herz stieß: »Warum, Mama, hast du uns geboren?« Da wandte die Mutter sich ab, denn die Kinder sollten ihre Tränen nicht sehen.

Aber die Geschwister haben die Mutter oft beim Weinen ertappt. Dann saß sie auf dem Bett und hielt die Fotografie in der Hand von dem Herrn in der schönen Uniform, die immer auf ihrem Nachttisch stand. Als die Kinder älter waren, sagte sie ihnen: »Tut nicht, was ich

getan habe.« Dann weinte sie wieder. Und Sylvin weinte und auch Maria.

Damals lebten sie in Brody, einer kleinen galizischen Stadt an der polnischen Grenze zu Rußland. Auf der Straße bekreuzigten sich die Kinder, wenn sie den Zwillingen begegneten, so als sei ihnen eine schwarze Katze über den Weg gelaufen. Kinder wie Maria und Sylvin, das machten Christenmenschen damals ihren Kindern glauben, brächten das Unheil über alle. Und jüdische Kinder riefen den Zwillingen nach: »Miese gojim! Miese gojim!« Gojim, wie Juden diejenigen nannten, die nicht zu ihnen gehörten, konnte im Stetl ein Schimpfwort sein. Denn in Brody, wo die Zwillinge heranwuchsen, gab es sehr viele Juden und nicht so viele Christen. »Wir nicht gehörten zu die jidden und nicht zu die gojim.«

Seinen Vater kannte Rubinstein nur von der Fotografie, vor der die Mutter so oft weinte. Fürst Nikolai Pjetr Dodorow, Offizier des russischen Zaren, erschossen in der Revolution. Ein Christ. Die jüdische Tänzerin aus der Zarenoper und der junge Fürst hatten sich in Moskau bei einem Juwelier getroffen. »Da haben sich beide angeguckt und haben die beide nichts gekauft. Und es war Liebe, unzertrennbare.«

Von seinem Vater hat er mehr ein Traumbild, das ihm erscheint, als eine Erinnerung, die geblieben ist: Zwei Männer sind in einem Raum. Ist es ein Besuch, schon der Abschied? Der jüngere von den beiden trägt eine Uniform. Er nimmt Maria auf den Arm. Dann drückt er Sylvin an seine Uniform. Rubinstein erinnert sich an kein Gesicht mehr, da sind keine Augen, da sind nur diese Knöpfe an der Uniform. »Ich habe nur geguckt zur Mama. Aber das muß gewesen sein mein Vater.«

Die Großmutter, die noch in einem kleinen Holzhaus lebte, in einem Dorf nicht weit von Moskau, nahm ihre von den Eltern verstoßene Enkelin auf, die sich in der Stadt der Liebe hingegeben hatte. »Weil alte Frauen verstehen, was ist Liebe«, sagt Rubinstein. All das hatte die Mutter den Zwillingen so erzählt.

Die Heirat einer Jüdin mit einem Christen verstieß gegen Gebote, die genauso schwer wogen wie die, die Moses einst seinem Volk auf Steintafeln vom Berg Sinai brachte. »Denn das jüdische Volk hat auch gemacht seine Gesetze«, sagt Rubinstein. Kein jüdischer Vater hätte seine Tochter einem Christen zur Frau gegeben, und hätte der

Zar selbst als Bräutigam vor der armseligsten Tür gestanden. Kein Adelsgeschlecht der Welt ist so alt wie das der Juden.

Sylvin weiß nicht, wie alt seine Schwester und er waren, als sie mit ihrer Mutter aus Rußland flohen. In seinem Paß steht als Geburtsdatum der 10. 6. 1917, als Geburtsort Budapest. Beides ist falsch. Aber Papiere waren damals etwas, was eine Jüdin auf der Flucht kaufte, bei einem Schieber oder einem Beamten. Sie waren selten in Ordnung und nie korrekt. Als ihre Mutter mit ihnen über Budapest, wo sie die Geburtsurkunde bekam, nach Polen floh, waren die Zwillinge wohl gerade drei Jahre alt. Später hatte die Mutter einen »Nansen-Paß«, wie ihn russische Immigranten bekamen, so genannt nach dem Polarforscher und Völkerbundkommissar Fritjof Nansen, der die »Internationale Hilfe« in Rußland organisierte. Aber da stand der falsche Geburtsort der Kinder schon auf dem Papier. In Wahrheit waren sie in Moskau geboren, 1914.

Auf Rubinsteins Bord steht in einem goldenen Rahmen ein Schwarzweißdruck. Das Bild zeigt Moskau, den Platz vor dem Kreml. Auf dem Bild, verloren und umringt von russischen Revolutionären, steht die Fürstin Morosowa mit ihren Kindern, kurz vor der Hinrichtung.

Rubinstein hat den Adel verehrt, und hat sich selbst auch ein wenig dazugezählt. Dabei sympathisierte der Tänzer später mit den Sozialisten: »Aber nur von Mamas Seite im Herzen. Sie ist geworden Kommunistin.«

Immer im Januar, zum orthodoxen Weihnachtsfest, geht der alte Rubinstein in die russische Kirche in Hamburg, um Kerzen anzuzünden, für den Fürsten Dodorow, an den ihn nur ein nebeliges Traumbild erinnert. Dann sieht er über Lichter und Goldglanz hinweg hinauf zur Decke. Dort haben die Christen einen Chanukkaleuchter in die Fresken gemalt. »Der ist jüdisch«, sagt Rubinstein. So brennt, wenn die acht Tage des jüdischen Lichterfestes zu Ende sind, der Chanukkaleuchter in Rubinsteins Küche noch einmal zur orthodoxen Weihnacht.

Valija Morosowa hat der alte Tänzer all die Jahre noch in der orthodoxen Kirche in Hamburg getroffen. »Wenn ich gehe, hatte sie gesagt, dann bist du alleine. Alle Immigranten sind jetzt tot.« Er hat noch ein Foto von Valija Morosowa, auf dem sie ein junges Mädchen ist. Auch sie war Tänzerin, sie tanzte klassisch, später hatte sie ein

eigenes Ballett geleitet. »Eine echte Russin«, sagt Rubinstein, »ein bißchen jiddisch gemischt.« Und er sagt es, als gehöre zu einer herrschaftlichen russischen Familie wenigstens eine jüdische Großmutter.

Es kamen viele russische Emigranten in die Wohnung der Mutter in der Goldstraße. Sie hießen Sokolow, oder Tomoschow, Herren mit Händen wie Marzipan. Alle waren vor den Bolschewisten geflohen.

Die Goldstraße war eine gute Adresse in Brody, direkt an der Hauptstraße, sie war gepflastert. Die Häuser hatten schmiedeeiserne Balkone, auf der Straße standen kunstvoll geschwungene Laternen, die abends weiches Licht verstreuten. Auf der Straße rumpelten die Kaleschen. Zwischen den Juden in Jamulka und Zobelmütze gingen Herren in kurzem Gehrock, auf dem Kopf ein steifer Hut. Sie hielten die Handschuhe lose in einer Hand, damit sie die Brillantringe nicht verdeckten. Sie gingen immer eiligen Geschäften nach. Auch diese Herren waren zumeist Juden.

Es gab arme Juden, deren Kinder in den Frostmonaten in den Federbetten blieben, weil sie keine warmen Mäntel hatten und keine Schuhe. Es gab die alte Meschuggene, die sich auch den Sommer in den Federn verwühlte, denn ihr Haar war immer voller Gänsedaunen. Es gab den Mann, der so dick war, daß er seinen Bauch auf einem Karren vor sich herschob. Und es gab reiche Juden, wie den Eigentümer der großen Viktoria-Mühle, gleich am Bahnhof. Oder die Salzmanns, die das schöne Hotel hatten. Und es gab sehr glückliche Juden. Aber die waren schon in Amerika.

»Die Armen kamen schnorren bei den Reichen, immer am Schabbat, vor zwölf Uhr«, sagt Rubinstein. Seine Mutter kaufte Reis und Zucker niemals pfundweise, sondern in Säcken, einen halben Zentner schwer. Dann gab sie davon den Armen, wenn sie vor dem Schabbat in die Wohnung kamen. »Die Frauen haben geküßt der Mama den Rock. Sind gekommen und haben gefegt den Hof.«

Für die Reichen gab es den gefegten Korso, für die Armen gab es die Gassen dahinter, mit Unrat und Geruch, aber für alle, sagt Rubinstein, gab es am Abend »a Glas Tei mit Zicker und Zitrine«.

Aus den beiden großen Fenstern sahen die Zwillinge von ihrem Hochparterre in die Scheiben der vornehmen Geschäfte auf der anderen Straßenseite, mit ihren Pelzen und modischen Schnürschuhen in den Auslagen. Vor den gerahmten Spiegeln, die ihre Wohnung so

fürstlich erscheinen ließen, flanierten die Zwillinge, so wie die feinen Leute flanierten, draußen auf der Goldstraße. In der Wohnung stand ein wertvoller Paravent, der den großen Raum mit dem Kamin trennte, in den Bereich der Kinder und den der Mutter. Abends brannten Kerzen in der Wohnung, und frisches Wasser brachte jeden Morgen ein Mann mit Eimern ins Haus, die er an einem Joch aufgehängt trug. »Unser Vater«, sagt Sylvin Rubinstein, »hatte die Mama gut ausgestattet.«

Diese Ausstattung hatte bedeutet, heil hinauszukommen, aus der Revolution, in der es für eine jüdische Tänzerin mit fürstlichen Nachkommen keine richtige Seite gab, und keine falsche, nur Gefahr. Erst später sollte sich die Mutter für den Kommunismus entscheiden, der den Vater ihrer Kinder vernichtet hatte.

Die Ausstattung durch den Fürsten Dodorow war eingenäht in Rocksäume und Ärmel, zwischen Futter und Fell. Es waren Brillanten und Goldketten, Perlen, Smaragde, Rubine. »Steine bedeuten Überleben.« Das hat die Mutter auch ihren Kindern gelehrt, wie es Generationen russischer Juden ihren Kinder lehrten.

Denn Pogrome und Flucht hatte es immer gegeben. Die kleine Stadt Brody mit ihren 14 000 Einwohnern war aus vielen Pogromen zusammengewachsen.

Die Flucht der Mutter hat sich aus ihren Erzählungen zu einem eigenen Bild in Sylvin Rubinsteins Gedächtnis geformt, von den Pelzen, die sie um die Hufe der Pferde gebunden hatten, damit die Eisen nicht laut auf das Pflaster schlugen, von den Brillanten, die sie an die Bauern gaben, auch wenn diese die Flüchtlinge in ihren Karren nur ein oder zwei Dörfer weiterbrachten. Seine Schwester und er hätten in dicken Fellen gelegen, und sie hätten gefroren.

Die Mutter trug immer schwarz. Wenn der alte Tänzer von seiner Mutter spricht, dann sagt er immer »Mama«, und es legt sich ein Ton in seine Stimme, als spräche er über eine Heilige. Die Farbe Schwarz hat der Heiligen gestanden, sie war sehr groß und schlank.

Es gab in der Wohnung in Brody auch eine Tante Rosa. Sie kochte, machte sauber, sie wusch die Zwillinge und brachte sie ins Bett. Die Mutter verreiste oft, sie fuhr nach Warschau, einmal sogar nach Paris. Und dann wird der Tänzer traurig und sagt: »In Brody war die Mama selten. Tante Rosa war immer da.« Erst später erfuhr Sylvin, daß Tante Rosa keine Tante war, sondern eine Kinderfrau.

Zehn Jahre später, als die Zwillinge im Adria auftraten, war die Mutter oft in Warschau. Dann ging sie in das sowjetische Konsulat. »Sie hat uns nichts darüber gesagt, aber was machte sie immer so lange im Konsulat?«

Als die Zwillinge acht Jahre alt waren, da sagte die Mutter zu Maria: »Malke, du bist nun eine Frau.« Und zu Sylvin sagte sie: »Nun bist du erwachsen. Du bist ein Mann. Und du mußt aufpassen auf deine Schwester.«

Und Sylvin Rubinstein paßte auf seine Schwester auf, er schützte sie und schlug sich für sie. Er war schmal, hoch gewachsen, und er hatte lange Arme. Der Junge aus der Goldstraße war längst ein Held der Hintergassen. Und wenn die Kinder Maria hänselten, dann bluteten die Nasen, und die Spötter liefen weinend zu ihren Müttern. »Ich mußte in meinem Leben immer haben lange Arme.«

Kinder sind grausam. Aber die Erwachsenen konnten noch viel grausamer zu den Zwillingen sein. Jeden Tag schlichen die Geschwister an dem Laden des Stellmachers vorbei. Da saß er zwischen Speichenrädern und Wagenschmiere, ein Chassidim, mit Schläfenlocken und einem langen Bart. Wenn er die Zwillinge entdeckte, dann spuckte er aus, stieß Flüche hervor und Gebete. »Weine nicht«, sagte Sylvin dann zu Maria, »sieh den Schmutz in seinem Bart. Und noch mehr Schmutz ist in seinem Herzen.«

Eines Tages hatte der Gott der Juden – »oder«, der alte Rubinstein unterbricht sich selbst, wenn er das erzählt, und fragt, »war es der Christengott?« –, jedenfalls hatte Gott dem Rotzlöffel eine tote Ratte in den Weg gelegt. Er nahm sie mit dem schönen weißen sauberen Taschentuch auf, das Tante Rosa ihm wie jeden Morgen zugesteckt hatte, und legte dem bösen Chassidim die Ratte auf die Klinke. »Da meine Schwester hat gelacht.« Bis heute genießt der alte Schelm den Triumph des kleinen Schlingels, wenn er an den zeternden Stellmacher denkt.

Am Schabbat aber, als ein alter Chassidim den gemischten Jungen ins Haus winkte, damit der ihm das Feuer anzündete, was dem Strenggläubigen an diesem Tag verboten ist, da spuckte der kleine Sylvin vor dem Alten aus. Der gläubige Greis hatte dem Jungen ein paar Groschen bereitgelegt. Doch Sylvin schleuderte die Geldstücke auf die Holzdielen. »Der wollte freikaufen seine arme Seele und zertreten meine.«

Rubinsteins Verletzung ist zu tief, als daß er dem Geschlecht der Juden jemals verzeihen würde, daß die chassidischen Kinder in Brody seine Schwester und ihn immer wieder hänselten. Er hadert bis heute, nicht mit dem Glauben, aber mit den Gläubigen. Manchmal hadert der alte Mann auch mit Gott. Aber immer hadert er mit sich selbst: »Was bin ich nur für ein Mensch? Nicht Jude, nicht Christ. Das Blut arbeitet. Es verträgt sich nicht.«

Der Spott der Christen berührte ihn kaum. Der Sohn des Fürsten Dodorow aber war stolz und nahm gern den Kampf an dieser zweiten Front auf. Da waren zum Beispiel diese beiden bösen Brüder, und noch böser war der Vater, ein katholischer Bauer. Die Familie wohnte vor der Stadt, dort wo die Zwillinge so gerne in den Wiesen spielten. Da hat Sylvin hoch oben auf einer Buche auf die frechen Brüder gewartet. Und aus dem Himmel ergoß sich ein strafender Strahl. Die Bauernjungen, das Hemd naß vom Urin, schrien nach dem Vater, der mit einem Stock über den Acker stürmt. Und fast hätte er den kleinen Pisser erwischt, hätte der Gott der Christen – oder war es der Judengott? – nicht den Sumpf um den Tümpel gelegt, in dem der Bauer steckenblieb. Mit langen Brettern mußten die Nachbarn den Wüterich befreien.

Der kleine Sylvin warf faule Gänseeier ins offene Fenster. Und der alte Tänzer freut sich bis heute über den Gestank in einer Christenwohnung. Immer häufiger benutzte der Junge die langen Arme. So verschaffte er sich Respekt. Und noch mehr Respekt verschaffte er seiner Schwester. Wer solchen Respekt genießt, gewinnt Freunde. Denn Kinder gab es in Brody »so viele, viele, viele«. Überall trieben sie sich herum. In allen Gassen, auf allen Plätzen, zwischen den Karren und hinter Mauern. Die jüdischen Kinder mit ihren dicken Mänteln, die sie Chalatten nannten, mit ihren Pejes und Schirmmützen. Die ukrainischen Kinder mit ihren Kosakenhemden. Die polnischen mit ihren Hosenträgern. So viele Gefährten fand Rubinstein, und irgendwann machten sie die Spötter vergessen.

Sie streiften gemeinsam über Felder. Sie liefen stundenlang den Bahndamm entlang, wagten sich am Posten vorbei über die Grenze hinweg in das Dorf Smolno, das schon auf der russischen Seite der kleinen Kinderwelt lag. Dort stand auf einem Hügel die aufregende Kanone, die übriggeblieben war, aus dem Krieg. Eine deutsche Kanone, zurückgelassen von den kaiserlichen Soldaten, nachdem sie

über die Polen hinweg gegen die Russen durch den Ersten Weltkrieg gezogen waren. Die Juden Galiziens hatten keine bösen Erinnerungen an die Deutschen, die oft bei jüdischen Familien einquartiert worden waren. Das Jiddisch war dem deutschen Soldaten fast verständlich, und die Trachten ihrer Väter hatten sich von den Kleidern der Juden kaum unterschieden. In Brody selbst sprachen viele deutsch, an der jüdischen Realschule wurde auf deutsch unterrichtet. Das Jiddisch von Brody war dem Deutschen so nah, daß es von Juden in anderen Orten nur schwer verstanden wurde.

Die Russische Revolution hatte den Weltkrieg hier abgebrochen und als polnisch-russischen Krieg weitergeführt, zwischen russischen Kommunisten und Weißarmisten und der polnischen Schlachta. Die bolschewistische Reiterarmee des Generals Budjonny, den das ukrainische Brody heute mit einer bronzenen Büste ehrt, die an der Goldstraße in Brody in einem Blumenbeet steht, fiel mit seinen roten Kosaken 1920 über Galizien her, so wie es die weißen Kosaken getan hatten und viele Kosakenarmeen vor ihnen, die schon Gogol in Taras Bulba beschreibt. Bodjonnys schreibender Kosak, Isaak Babel, war ein Jude aus Odessa, und er schrieb am 30. Juli 1920 in sein Tagebuch:

»Die Stadt ist zerstört, ausgeplündert. Sehr interessante Stadt. Polnische Kultur. Uralter reicher jüdischer Siedlungsort. Diese erschrekkenden Basare, Zwerge in Kapotmänteln, Schläfenlocken, Greise, Schulstraße, 96 Synagogen, alle halb zerstört, und Geschichten – amerikanische Soldaten waren hier, Apfelsinen, Stoffe; Chaussee, Draht, abgeholzte Wälder und Öde, endlose Öde. Nichts zu essen, keine Hoffnung, Krieg, alle sind gleich schlecht, gleich fremd, feindselig, grausam, früher war ein stilles Leben in der Tradition.« Im Café des Hotels bedienten schon wieder die Kellnerinnen. »Westeuropäische Kultur«, notierte Babel, »und wie man sich auf sie stürzt.«

Jetzt turnten Sylvin und die anderen Kinder auf der Kanone, und ihre Eltern trieben in der Stadt wieder Handel. Der Krieg war nur noch dieses eiserne Ungeheuer, auf dem man balancieren konnte. Sylvin steckte den Kopf hinein, so groß war das Kanonenrohr, und so finster war es da drinnen.

Und sie spielten Krieg und schlossen Frieden, waren Dragoner und Artilleristen. Das Leben in den Feldern war so aufregend, stundenlang streiften sie hinaus in das Grenzland.

Bis zu den Knien im Wasser fingen sie im Bach kleine Fische. »Wenn du die in die Hand genommen, dann haben sie gepiepst und gesprochen, wie die Kinder.« Dann hat Sylvin die Winzlinge wieder ins Wasser geworfen.

Einmal beobachteten sie den Priester, der die Soutane ablegte und badete. Diese merkwürdige Tracht, dieses lange schwarze Kleid, wie es alte Frauen trugen, hatte sie immer wieder beschäftigt. Als der Priester nun ins Wasser ging, sahen sie ganz genau hin. Jetzt endlich konnten sie sicher sein, daß der Mensch in diesem schwarzen Kleid auch ein Mann war. Sylvin hat zu Maria gesagt: »Sieh mal, er hat auch einen Penis.«

Auf dem Bahngleis entdecken die Kinder einen Toten. Richtig tot, und schrecklich blutig und verteilt über das lange Gleis. Ganz Brody redet dann über die aufregende Geschichte, die auf kleinen Zetteln überall an die Wände geklebt war. Der Tote war ein braver Kaufmann gewesen, ein Ehemann und Ehrenmann. Aber er hatte eine Geliebte gehabt. Und als die mit seinem Vermögen davongefahren war, hatte er sich vor die Eisenbahn geworfen. Denn ein Kaufmann hatte sehr auf seine Ehre zu achten und noch mehr auf sein Vermögen.

Brody war eine Kaufmannsstadt.

Und eine Marktstadt: Sommer wie Winter, dreimal die Woche rumpelten die Panjewagen durch die Goldstraße zum Marktplatz. Auf dem Boden lagen Heu und Hächsel, und es roch nach Pferden, die stundenlang im Geschirr verharrten und ihren Dampf aus den Nüstern bliesen, weil ihre Panjewagen jetzt Marktstände waren. Im Winter hockten die Bäuerinnen mit bunten Kopftüchern und den weiten Röcken über kleinen Kübeln, in denen Kohlen glühten. Und in ihren Körben gackerten die Hennen über das Elend ihrer Schwestern, die gerupft an langen Stangen hingen.

Überall war Gemurmel, Gezeter, war ein Feilschen und Lachen, war Gepuffe und Gedränge. Menschen drückten sich durch Wagen und Waren, jüdische Kaftane rieben sich an polnischen Bauernjoppen, und Diebe langten in beider Taschen frech hinein. »Eine fette Gans, zwei Zloty und fünfzig Groschen«, ruft Rubinstein, »und fünfzig Groschen konntest du noch herunterhandeln. Große Klumpen Butter in Meerrettichblätter gerollt, so billig. Ein Luxusleben für Groschen.«

Kuchen und Linnen, Flachs und Lämmer, Käse, Pfannen, Töpfe,

Salz, Wachs und Honig. »Äpfel«, schwelgt Rubinstein, »wenn du beißt hinein, der Saft spritzt auf dein Hemd.« Und Halwa, die leckerste aller Süßigkeiten.

Zwischen all den Bäuerinnen, Krämern und Pferden stand jeden Markttag der kleine Sylvin und verkaufte zwischen Weißbrot und Apfelmost diese Galoschen, die sich ordentliche Bürger über die Schuhe zogen, um das Leder zu schonen. Und weil er schlau war, und mißtrauisch, und nicht rechnen konnte, wie die Erwachsenen, ließ Sylvin die verdienten Groschen in seine viel zu großen Stiefel fallen, so daß er den Kopf schütteln mußte, wenn eine dreiste Kundin tatsächlich Wechselgeld herausbekommen wollte.

»Du hast doch gerade bekimmen«, sagte die alte Frau.

Und Rubinstein sagte: »Weeß nich, Mamachen, muß mir einer haben gestohlen.« Dann handelt er ihr noch ein wenig Petersilie ab, um die Bündel am nächsten Tag am Bahnhof wieder feilzubieten.

Am Ende des Markttages gingen dann stolze Bäuerinnen in die Geschäfte und kauften Korallen und Galanteriewaren, Bauern torkelten beseelt aus den Schenken. Und Sylvin stapfte in seinen großen Stiefeln nach Hause. Es macht Kluck und Kluck und Kluck. Dann schüttete er seine Stiefel vor der Mutter aus, und die Groschen fielen auf den Boden. Er wickelte die Schmatten ab, wie er die Fußlappen nennt, die er damals trug. Noch mehr Groschen rollten durch das Zimmer. Dann lachte die Mutter über ihren kleinen Krämer, nahm ihn in den Arm sagte: »Du bist doch a giete Jingele.« Und Sylvin war ein glücklicher Junge.

Und weil er wollte, daß seine Mutter ihn liebhatte, ging er in ein Kaufhaus, kaufte noch mehr Galoschen, sämtliche Größen. Dann stellte er sich auf die Goldstraße und verkaufte sie weiter.

Die Mutter hatte vor den Zwillingen einmal drei kleine Türmchen aus Kopeken gestapelt. »Von welchem«, fragte sie die Kinder, »müßt ihr nehmen, um zu kaufen?« Sylvin nahm von dem kleinsten Türmchen, und die Mutter streichelte ihm das Haar. Maria nahm von keinem. Sie sagte, sie wolle ihr Geld einmal anders verdienen. Damals müssen die beiden noch sehr klein gewesen sein, denn in Brody rechnete man mit Groschen. Mit Kopeken bezahlte man in Rußland.

»Und die Beigeles«, ruft Rubinstein aus, »die frischen Beigeles!« Morgens zog der Duft der Kringel durch die Straße. Die Bäckerjungen verkauften sie in großen Körben.

»Nein, die Beigeles! Einmal ...«, der alte Mann prustet vor Lachen. Und vor ihm erscheint die Backstube. Der kleine Sylvin hatte durch das Fenster gesehen. Drinnen traten die Bäcker den Teig mit nackten Füßen. Und sie hatten auch keine Hosen an. Rubinstein schüttelt sich: »Die Schmockes!« Und er lacht und lacht und lacht. Schmockes ist jiddisch und heißt Schwänze. Und er lacht, weil er sie noch immer baumeln sieht, mehlig und lustig über dem Backtrog. Sylvin hatte die Mama geholt, »schnell, schnell, komm«. Und sie hatte die Schmockes gesehen und laut geschrien.

Am Schabbat backte die Mutter selbst. Dann gab es leckeren Keulisch, einen Kuchen. Maria hatte immer wieder daran genascht. Und als die Mutter die Spur des Kinderfingers im Kuchen sah, beschuldigte das Mädchen den Bruder. Das durfte sie. Maria durfte alles.

Die Zwillinge schliefen in demselben Bett. Manchmal hatte Sylvin seine Schwester gekniffen. Sie hatte gebrüllt. Die Mutter schimpfte dann: »Macht kein Theater, ihr beide.« Irgendwann hatte sie ein zweites Bett gekauft. Aber Maria war wieder zu ihrem Bruder unter die Decke geschlüpft. Oder Sylvin unter Marias. »Ein Bett hat gestanden immer leer.«

In der engen Welt des Stetl lernten die Zwillinge, wie die Menschen leben, in ihrer Armut und Anmut, ihren Feindschaften und Freuden. Und mit ihren Religionen. Es gab aschkenasische Gebete und Regeln, und es gab Gebete und Regeln, die einmal die sephardischen Juden nach Galizien mitgebracht hatten, als sie aus Spanien vertrieben worden waren. Und es gab Juden, die gar nicht mehr beteten oder wenig und die keine Bärte hatten, aber schöne Kleider. Sylvins Mutter gehörte zu diesen modernen Juden. »Die Chassidim«, sagte die Mutter, »zerstören die jüdische Intelligenz.« Und dann ermahnte sie ihn: »Sylvin, jiddel nicht so!«

Ein ruthenischer Spielkamerad hatte Sylvin in Smolno mit in die orthodoxe Kirche genommen. Die Bauern hatten ihre Schuhe auf dem langen Kirchweg über der Schulter getragen, um die Sohlen zu schonen. Erst vor dem Gotteshaus hatten sie die Schuhe angezogen. »Und in der Kirche war soviel Reichtum.«

Die Kinder hatten Kerzen stibitzt, und der kleine Sylvin hatte eine davon vor dem Altar angezündet, für den Vater, »der war doch Christ«.

Unter Marienbildern hatte Rubinstein gelernt, wie sich die Katho-

liken bekreuzigen, wie es die griechisch-katholischen Christen tun und genauso die russisch-orthodoxen. Heute sitzt der alte Mann in seiner Wohnung unter Ikonen und einer großen Marienfigur und betet hebräisch: »Aschamnu, aschamnu, adanoi, adanoi.« »Maria war Jüdin«, sagt Rubinstein, »und auch das Christuskind auf ihrem Arm war Jude.«

Mit den katholischen Kindern sprach Sylvin polnisch, mit den aus der byzantinischen Welt, die gleich hinter Brody begann, sprach er ruthenisch. Mit den jüdischen Kinder »jiddelte« Sylvin. Die Sprachen zu beherrschen und die Akzente zu erkennen, sollte für die jüdischen Kinder keine zwei Jahrzehnte später zu einer Überlebensfrage werden. Das ahnten sie damals nicht, auch wenn die Kinder, die auf der Straße miteinander spielten, einander zu Hause nie besuchten.

Ein jüdischer Freund mit Schläfenlocken und einer Jamulka aus Samt hatte Sylvin mit in die große Synagoge genommen, dorthin, wo die Chassidim beteten. Sie war wie ein quadratischer Palast, mit drei riesigen Fenstern auf jeder Seite und darüber Bögen und Säulen. »Da haben die Juden ihr Dabene gebabbelt, so lange und so laut. Das wollte Gott doch gar nicht hören«, sagt Rubinstein. Und er, halb gojim, halb Jude, war empört über dieselben Chassidim, die hinten in den letzten Reihen handelten und schacherten, die debattierten und rauchten.

Der große Erzähler Joseph Roth, der in Rubinsteins Nachbarschaft in Brody aufgewachsen war, in der kleinen Querstraße, wo der Apfelbaum stand, hätte dem noch so viel jüngeren die kleinen Unarten der im Leben stehenden Juden von Brody, die sich dreimal täglich an Gottes Tisch versammelten, eilig beteten und hier und dort noch Zeit fanden, einige Neuigkeiten zu besprechen, erklären können. »Sie sind bei Gott nicht seltene Gäste«, schrieb Roth, »sie sind bei ihm zu Hause.«

Als Sylvin und Maria Rubinstein mit ihrer Mutter nach Brody zogen, war der Erzähler, der so liebevoll die östjüdische Kultur gezeichnet hatte, gerade ein großes Stück weiter gewandert, nach Wien, dann nach Berlin und Paris, wie viele aus Brody, die eigentlich aus Rußland kamen, irgendwann gen Westen zogen, Chirurgen wurden in Wien, Dichter in Berlin, Regisseure in Hollywood und Tänzer auf St. Pauli.

IV

»Keine Angst. Ich komme durch. Ich sehe nicht jüdisch aus.« Das hatte Maria gesagt, auf dem Bahnsteig in Warschau, damals 1942. Sie hatten einander ganz fest in den Armen gehalten, und ihr Haar strich über seinen Handrücken. Die Menschen auf dem Bahnhof, die deutschen Soldaten drum herum, die auf ihrem Marschgepäck hockten und lachten, sie waren ihnen egal gewesen. Alles Gedränge, Gepolter, Geschrei, die ganze Getösewolke des Bahnhofs war weit entschwebt. In der Erinnerung flimmert Sonnenlicht in die Bahnhofshalle.

Juden durften nicht mit der Bahn fahren. »Ich sehe nicht jüdisch aus«, hatte Maria gesagt. Sie hatte sich gelöst, sie waren die Stufen hinuntergegangen zu dem anderen Gleis. Dann standen sie beide dort und hielten einander wieder ganz fest.

Tauben tippelten über den Bahnsteig.

Rubinstein achtet die Tauben. Wenn er eine verletzt auf der Straße findet, greift er sie, schient einen Flügel oder ein Bein und setzt sie auf den alten Perserteppich in ein kleines Durchgangszimmer in seiner Wohnung. Es werden häufig Vögel angefahren auf St. Pauli. Wenn sie genesen sind, hebt er sie auf das Fensterbrett, und sie fliegen fort. Susek ist geblieben. Ein Autoreifen hat dem Täuberich den Kopf über den Nacken verdreht, so daß der Schnabel zum Gefieder zeigt und das Auge dort ist, wo sonst ein Schnabel pickt. In dieser Küche findet auch er sein Korn.

Rubinstein schneidet gelegentlich mit einer Nagelschere den Schnabel, daß Susek besser fressen kann. Rubinstein spricht mit der Taube. Und seine Stimme ist weich und zärtlich. Rubinstein sagt: »Tierchen sind meine Gesellschaft. Sie sind die beste Gesellschaft. Sie verraten dich nie.« Abends nimmt er sie noch einmal liebevoll in die Hände, setzt sie in einen Käfig und deckt ihn zu. Dann sagt er: »Susek ins Bettchen, heia machen.«

Verloren standen Maria und Sylvin auf dürren Beinchen auf dem Bahnsteig von Riga, Marias Finger in seine verflochten. Der Zug, aus dem die Mama gerade noch gewunken hatte, wurde immer kleiner. So verharrten die Zwillinge auf dem Bahnhof mit der fremden Tante aus der Kinderpension. Maria und Sylvin hielten einander an der Hand. Der Zug wurde noch kleiner und noch kleiner, und er würde

genauso viele Geschichten brauchen, wie sie Mama auf der Fahrt erzählt hatte, und genauso viele Spiele, die sie im Abteil gespielt hatten, und so viele Bäume, die vorbeigerast waren, und Dörfer, und Städte und Seen und Felder, um endlich so winzig zu werden wie ihr Haus in der Goldstraße in Brody, mit dem Paravent und den venezianischen Spiegeln, das niemand mehr sehen konnte, am Ende dieser Schienen, nicht einmal ein Adler. Dann sahen die Augen der Zwillinge auch den Zug nicht mehr, und die Wangen froren, weil die Tränen auf ihnen so naß waren.

Sie waren noch keine zehn Jahre alt und mußten in Riga bleiben, bei der bösen Hexe. Da haben sie aneinander festgehalten, Hänsel und Gretel.

Aber die Ballettlehrerin war gar keine Hexe. Sie war eine verwunschene Prinzessin, die die Bolschewisten in eine Madame verzaubert hatten. Sie war einmal Solistin an der Zarenoper gewesen: die Litwinowa. Die Mama hatte sie verehrt, die auch eine russische Ballerina gewesen war, bevor der Fürst sie küßte, Fürst Nikolai Petr Dodorow.

Es gab kein Knusperhaus bei Madame Litwinowa, nur einen geriebenen Apfel und Buttermilch. »Mit vollem Magen kann man nicht trainieren«, sagt Rubinstein. Er sagt es oft, es ist eine alte Regel aus den bitteren Lehrjahren des Tanzens, eine Regel aus Riga. Wenn er über Riga spricht, sagt der alte Mann: »Das war eine Hungerzeit.«

Aber es gab auch keinen Backofen, in den man Kinder warf.

Die Litwinowa saß in ihrem Ballettsaal auf einem Holzstuhl wie eine alte Prinzessin auf einem Thron, Botschafterin eines verwunschenen Winterwaldes, durch den einmal Schlitten geglitten waren, mit kleinen Glöckchen am Pferdegeschirr. Jetzt lauerten dort als Bolschewisten verzauberte Trolle. Das hatte auch die alte Prinzessin ein bißchen böse gemacht.

Wie Spinnenbeine krabbelten die Finger der Litwinowa über den schwarzen Klavierdeckel zum langen Lederstab. Manchmal wimmerte Maria leise, wenn die Lehrerin ihr damit feine Striemen über die Waden zog. Die Litwinowa korrigierte ihre Schüler immer mit dem Stock. Pirouette, Rangeté. Immer sauste der dünne Stab.

Sylvin biß jedesmal die Zähne zusammen, weil er stolz war. Einmal stellte er sich vor seine Schwester und drehte für sie die Pirouette. Da lächelte die Litwinowa, die gar nicht so böse war, aber sehr streng. »Herzensstreng«, sagt Rubinstein.

Nachmittags, wenn die anderen Kinder draußen auf dem Gehsteig Murmeln in kleine Kuhlen kullerten, mußten die Zwillinge im Ballettsaal bleiben. Und die Litwinowa trainierte mit ihnen allein. »Euch werden die Bretter der Welt gehörten«, prophezeite die Lehrerin. Immer waren die Zwillinge dabei, wenn sie ihre Eleven auf Matinees vorführte, oft tanzten sie allein, vor den vornehmen Damen in einem Rigaer Café. »Da hat sie auch an uns verdient«, sagt Rubinstein. Vielleicht erwähnt er es, weil er doch ein wenig beschämt war, daß sie die Litwinowa enttäuschten und das klassische Ballett verließen. Sie hatten bei ihr auch die Volkstänze studiert, vor demselben großen Spiegel, vor dem sie Tag für Tag Spitze gelaufen waren, und zusammengesunken waren, wie Leda vor dem Schwan.

In der Stunde des Pan entschwand die Lehrerin und hinterließ Mittagsfrieden im Ballettsaal, und warmes Licht, das aus den Spiegeln blendete, und die Staubkörner tanzten fröhlich in den Sonnenstrahlen. »Da hat sie gemacht ihr Achille«, sagt Rubinstein. Dann betrachteten sich die Zwillinge im Spiegel und lachten. »Dann haben wir getanzt den Walzerschritt und den Rebbe-Tanz, hoppele, hoppele. Aber der Flamenco hat uns gelegen!« Irgendwann schwelgten sie, wenn sie alleine waren, nur noch im Flamenco. »Er ist sephardisch, er ist maurisch, und die Zigeuner haben ihn gewahrt.«

Es war gut, daß die Lehrerin russisch sprach, so wie die Mama zu Hause, und die Tomoschows und Sokolows. Alle Kinder an der Schule sprachen russisch. Morgens zogen sie alle mit leerem Magen aus der Pension in den Ballettsaal. Die Zwillinge haben sich selbst versorgt, von dem Geld, das die Mama schickte. Sie hatten immer Äpfel und Milch, aber sie kauften sich bei den Juden auch Beigeles. Und sie kauften sich Kakao.

»Und wenn die Tante Rosa gekommen aus Brody, dann haben wir Feiertag gehabt, da haben wir gefressen. Die hat uns alles gekauft. Und wie die Mama reingekommen, das war noch bessere Hochzeit.« Aber die Mama kam selten und Tante Rosa nur manchmal.

Riga war nur irgendwelche Straßen drum herum, austauschbar, ohne Bedeutung. Nur der Markt ist Rubinstein immer geblieben. Und der Mann mit dem Vanilleeis, das er dort aus einem Holzkübel verkaufte.

Maria wollte so gerne Eis essen. »Du hast dein Geld verplempert«, ermahnte sie ihr Bruder, »und meines auch.« Maria hat ihr Geld im-

mer schnell ausgegeben, auch später. Sylvin hat sie oft ermahnt. Er war der knickrige von den beiden. Rubinstein sagt: »Ich war mehr jiddisch.«

Aber dann sah der Bruder die Frau mit dem offenen Korb und der Geldbörse darin. Und Maria mochte doch so gern ein Eis. Sylvin ging jetzt neben der Frau. Sie kaufte an einem Gemüsestand. Es war Gedränge auf dem Markt, Kundinnen und Hökerinnen feilschten wie die Krähen. Als die Frau endlich ihren Preis erhandelt hatte, war die Geldbörse aus dem Korb verschwunden. Und auch der kleine Junge, der gerade noch neben ihr gestanden hatte.

Der wartete jetzt vor dem Eisbottich darauf, daß der Vanilleturm auf der Waffel wuchs, und auf der zweiten Waffel. Der Eismann war verwundert: »So großes Geld?«

Da zeigte Sylvin auf eine andere Kundin, die weiter entfernt stand und gut gekleidet war: »Da hinten steht die Mama.« Er wußte nicht, wieviel Geld es war, er weiß auch heute nur, daß es ein großer, grauer Schein war.

Das Eis klebte noch an ihren Lippen, und Maria sagte:

»Noch eines.«

Und er sagte: »Geh du.«

Und sie: »Nein, du hast das Geld geklaut, ich gehe nicht.«

Aber sie ging doch, und noch einmal, und noch einmal, daß die Bauchschmerzen kamen wie eine Strafe.

Seit dem Tag in Riga auf dem Bahnsteig hatten diese verflochtenen Finger einander nie wieder losgelassen. Sieben Jahre waren sie auf der Schule gewesen, Maria knospeten Brüste, und Sylvin wuchs ein Flaum, und beiden Schamhaar. Und sie haben immer nur getanzt. Sylvin Rubinstein sagt: »Wir sind gewesen unschuldige Kinder.«

Später lernten sie bei Zigeunerinnen, denen sie dafür Bonbonnieren schenkten, sie tanzten mit großen Orchestern und nur zur Gitarre. Sie standen vor dem Eiffelturm, vor Big Ben. Auf dem Bug der Stefan Batori rochen sie Amerika, das der Wind über das Schiff blies, das sich dem neuen Kontinent näherte, und immer berührten sich ihre Hände.

Sie haben einander nicht losgelassen, als die Männer in Warschau Maria Blumen schickten, nicht als Sylvin die Halina traf, und auch nicht als er Sala heiratete.

Einmal hat das Kaninchen einen Satz gemacht, vom Küchenboden

auf die Taube zu, und hat sie gebissen durchs Gefieder tief ins Blut. Die arme Taube mit dem verdrehten Hals. Rubinstein hatte sie in der Hand gehalten und ihren Flügel an seine Wange gedrückt. Da hat sich das Kaninchen auf die Nebenbuhlerin gestürzt wie ein Habicht. »Eifersucht ist so grausam«, sagt der Tänzer, »selbst bei Tieren.«

Auch bei Maria und Sylvin hatte es diese Eifersucht gegeben. Damals, als er die Halina kennengelernt hatte, in Warschau. Er hatte sich verliebt. Aber was hätte daraus werden sollen? Sie war Polin, sie war zur Schule gegangen, Sylvin hatte nur getanzt und nebenbei etwas Schreiben gelernt und Lesen. Und gut rechnen, als sechsjähriger Krämer auf dem Markt von Brody. Sie war katholisch, und das war mehr als eine Religion. Das war die Zugehörigkeit zu einem anderen Volk.

Ihre Eltern haben von der Romanze erfahren. Sie waren brave Christen. Kein polnischer Katholik gibt seine Tochter einem Juden zur Frau. Und einem Tänzer auch nicht. Die Liebe muß sehr ernst gewesen sein, denn sie ist bitter geworden. Halinas Eltern haben sie *in ein Kloster geschickt. Sylvin Rubinstein ist ihr nachgefahren.*

Er hat das Kloster gefunden, an der Pforte hat er sich als Bruder von Halina vorgestellt und den Nonnen Blumen geschenkt.

Sie haben Halina in den Garten geholt, und das Liebespaar hat auf einer Bank gesessen.

Die Novizin unter der Schwesternhaube war so schön, wie Rubinstein sie die ganze Zeit im Herzen getragen hatte, als er traurig durch Warschau gelaufen war und auf dem Weg von Warschau zum Kloster. »Sie hat geweint«, sagt Rubinstein, »ich habe sie geliebt, und sie hat mich geliebt.«

Aber das war das letzte Mal, an diesem Tag im Klostergarten, daß er sie gesehen hat.

»Es hat gehabt keine Zukunft.« Sie war noch ein braves Kind und er schon ein kleiner ganev.

Damals hatte Maria keine Angst gehabt, ihn zu verlieren. Sie hatte draußen vor dem Kloster gewartet. »Wir bleiben zusammen für immer.« Das hatten sich die Zwillinge versprochen.

Später, viel später, der Krieg war schon vier Jahre vorbei, Rubinstein war in Hamburg. Da sah er ein Plakat: Tamara und Boris, russisches Tanzpaar. Das war im Moulin Rouge, und Rubinstein rannte am Portier vorbei in die Garderoben. Und sie waren es: Tamara und

Boris, die Freunde aus der Tanzschule in Riga. Die Kinder hatten jeden Tag im selben Saal getanzt, sie hatten in einer Pension gewohnt, und jetzt fielen sie sich in die Arme. In ihren Gesichtern leuchteten wieder die Kinderaugen. Und Tamara fragte: »Wo ist Maria?«

»Tamara«, sagt Rubinstein, »wußte nicht, daß wir jüdische Kinder waren.« Rubinstein hat den Auftritt der Freunde nicht gesehen. »Wir vier waren als Kinder so gerne zusammengewesen. Nun war ich allein, und sie waren zu zweit.« Rubinstein hat sich eingeschlossen zwischen irgendwelche Blumentapeten, er hat sie grau geraucht und zum Himmel geschrien, der nur eine Zimmerdecke war.

V

Die alten Hände ziehen einen alten Koffer auf den Schoß, sie heben den Deckel und nehmen das Porträt einer jungen Frau heraus. Ihr Haar ist mit einer Spange gehalten, die Augen blicken scheu. Die alten Augen übersehen längst die feinen Mundrillen, die ein Lippenstift auf dem Schwarzweißbild hinterlassen hat. Rote Lippen, Dolores' Lippen. Dolores hat das Bild oft geküßt, wenn Dolores morgens nach Hause gekommen war und getanzt hatte in irgendeiner Bar.

Er sieht im Kerzenlicht der Nacht oft über Stunden auf das Foto. Es nimmt ihn mit nach Brody, Riga, nach Berlin.

»Wenn du willst verstehen, wie entstanden ist Dolores, du mußt kennen dieses Schicksal.« Dann legt er das Foto genauso behutsam zurück. »Das ist Schwesterchen meine, wir sind gewesen Zwillinge. Sie wollte gehen, die Mama holen, Sala und die Kinder. Und ist nie gekommen wieder.« Das war in Warschau 1942.

Rubinstein wollte nie wieder tanzen. Aber Jens Keith drängte, der Choreograph. Sie hatten einander wieder getroffen, 1945 in Berlin, die Ruinen waren noch nicht lange ausgeglüht, auf dem Kurfürstendamm.

Eine Meute skandierte vor dem Marmor-Kino. Rubinstein kam hinzu. »Ich weiß nicht, was sie gerufen. Sie wollten rausholen Lea Niako.« Die Tänzerin war zu einer Matinee geladen.

Sylvin Rubinstein stellte sich vor die Schreier, Kommunisten und

Künstlerfunktionäre. Der Tänzer sprang die Stufen vor dem Aufgang hinauf. Und er packte sie mit seinen Augen, die gelernt hatten, Menschen zu packen, von der Bühne herunter. Und er fesselte sie mit der Autorität, die in diesen Tagen einer hatte, der erst russisch sprach, dann jiddisch und dann weiterredete in deutsch, »Lea Niako war kein Naziweib gewesen«. Er kannte die Tänzerin, die im Wintergarten aufgetreten war und in der Plaza, von damals. Sie hatte einen Geliebten, der ein polnischer Spion war. Daß Adolf Hitler sie vergöttert hat und begünstigt, was konnte die Niako dafür.

In dem Moment kam Jens Keith. Jens, der Freund aus einer wunderbaren Zeit, als Maria und Sylvin in der Scala getanzt hatten, damals, bevor die Nazis kamen. Jens, der gesagt hatte, »Kinder, fahrt, es wird gefährlich für Juden«, der selbst nach London gehen wollte, nachdem die Nazis die Macht ergriffen hatten, und der dann doch geblieben war, weil die mächtigen Nazis Filme zeigen wollten, in denen die Menschen tanzten und sangen, und »Guten Tag« sagten statt »Heil Hitler«. Der Choreograph hatte »Heil Hitler« gesagt und Filme gemacht, in denen man sich einen »Guten Tag« wünschte, als es schon keine guten Tage mehr gab in Europa. Nun waren sie sich wieder begegnet in den Trümmern auf dem Kurfürstendamm.

Dann saßen sie vor dem kleinen Herd in der leeren Wohnung in der Fasanenstraße 29, einen Steinwurf vom großen Boulevard entfernt. Rubinstein hatte sie requiriert.

Es war einfach gewesen. Die Russen hatten die Stadt erobert, und Rubinstein war frei. Er war an den Schuttbergen entlangspaziert über die Tauentzien, vorbei an dem hohlen Zahn, was einmal die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche war, wo sich die Agenten trafen. Es war der alte Weg, den er mit Maria so oft gegangen war. Das Romanische Café, in dem sie ihre heiße Schokolade getrunken hatte, war nur noch ein Steinfeld. Auf dem Kurfürstendamm standen noch Fassaden und ganze Häuser.

Er war durch die Geldscheine gestiefelt, die vor der Dresdner Bank gelegen hatten, war mit den Fußspitzen hineingetreten in das tote Laub der Hitlerschen Notenpresse. Der Wind erfaßte die Scheine und ließ sie über den Boulevard flattern. »Ich habe angefaßt nicht einen. Ich wollte nicht haben das verfluchte Nazigeld.«

Rubinstein war durch die Seitenstraßen gepirscht und stand plötzlich in der leeren Wohnung in der Fasanenstraße 29. Im Türrahmen

sah er noch den Schmutzschatten einer Mesusa, die in jüdischen Häusern am Türrahmen befestigt wird.

Rubinstein befand, daß er ein Recht darauf hatte, hier einzuziehen, ein höheres jedenfalls als die, die sich jetzt als Besiegte fühlten, weil sie Besiegte waren.

Es war ein gutes Haus. Ein Nachbar hängte sich auf. Rubinstein fand es nur recht so. Der Kerl, der von der Zimmerdecke herunterroch, so daß man ihn bald entdeckte, war bei der SS gewesen. Rubinstein hatte in Polen viele junge Menschen hängen sehen. Und die Henker hatten den Totenkopf der SS getragen.

Glücklich war er über andere Nachbarn. Die Familien Bentsch und Schneider, die wie er überlebt hatten und gezittert unter den Nazis.

Nun hieß es weiter überleben. Und die requirierte Wohnung wurde zu einem Warenlager. Kaffee, Kakao, Zigaretten, Pelze, Schuhe, alles stapelte sich auf dem guten Parkett.

Rubinstein stand jetzt vor dem Astor-Kino, und es hatte sich herumgesprochen, daß dort einer steht, der alles besorgen kann. Mehrere Beauftragte streunten für ihn über die Schwarzmärkte. Drei der Männer waren aus einem Lager befreit, einer war Landser gewesen. Zwei Mann behielt er immer an seiner Seite, als Wachen.

Grundstock der kleinen Geschäfte vor dem Astor-Kino war ein alter Gobelin gewesen, den eine Großmutter bei Rubinstein angeschleppt hatte. Sie konnte ihn kaum tragen, so schwer war er. Rubinstein wußte nicht, wann und wo er in Europa gestohlen worden war, aber er erkannte, daß Goldfäden, bestimmt 24 Karat, dem Gewebe Glanz verliehen und Gewicht. Viele Dollar gab ihm ein amerikanischer Soldat dafür.

Rubinstein lernte schnell Uniformen zu unterscheiden und Rangabzeichen, denn Amerikaner steuerten auf das Astor-Kino zu und Russen, Kanadier, Engländer. Die GI wollten Fotoapparate. Für Zigaretten bekamen sie Leicas. Trümmerfrauen schleppten Kameras herbei. Wer damit einmal Familienfotos gemacht hatte, war jetzt gefangen, war gefallen oder einfach hungrig.

Russen wünschten Schuhe, elegante Modelle. Rubinstein hatte Lackschuhe, und Schuhe mit Pailletten, die klebte er selbst auf das Leder, sie hielten nicht lange.

Die Soldaten der Roten Armee fuhren mit dem LKW in den Innenhof der Fasanenstraße 29. Sie gingen zu Rubinstein, der russisch

sprach und in der Wohnung Wodka einschenkte. »Die Russen sind nicht gewesen, so wie die Deutschen sagen. Wenn du hast gesprochen russisch, dann warst du König.« Rubinsteins Russisch ist fast ohne Akzent. Und die Dienerschaft des Königs vom Astor-Kino stahl den Russen ein paar der Säcke von der Ladefläche. Damals war jeder Sack eine Wundertüte.

»Deshalb«, sagt Rubinstein, »hatte ich immer eine Suppe für Jens Keith.« So kam der Choreograph bald jeden Tag zu dem Tänzer in die Fasanenstraße. Und Rubinstein schnitt dem Freund eine Scheibe von dem Speck herunter und legte sie ihm in den dampfenden Teller.

Jens Keith, der keine Suppe hatte, hatte ein Theater. Stolz und nur leicht versehrt stand die Opera in der Kantstraße zwischen den Trümmern. Jens Keith wollte darin die alten Revuen wiedererstehen lassen und die Operetten. Aber Rubinstein gab ihm einen Korb.

Der Choreograph drängte: »Ich habe eine Partnerin für dich. Sieh sie dir doch wenigstens an.« Er redete auf Rubinstein ein, mit seiner kräftigen Stimme, die früher immer so überzeugen konnte. Da ließ sich der Tänzer erweichen, es ging ja um die Kunst, und die Künstler, die Hunger hatten. Und es waren ja keine fünf Minuten von seinem Warenlager in der Fasanenstraße.

Die Opera in der Kantstraße, die heute »Theater des Westens« heißt und wieder Operetten spielt, hatte eine passable Bühne. Jens Keith hatte schon wieder ein paar der verstreuten Künstler zusammengetrommelt. Sie spielten auf für Suppe ohne Speck. Er stellte Rubinstein eine Tänzerin vor. Sie war sympathisch, und schlank, wie eine Tänzerin sein muß, aber als sie die Füße setzte, lehnte sich Rubinstein zu dem Choreographen hinüber und flüsterte: »Sie tanzt wie eine Kuh.« Er hat es mit ihr versucht, schon aus Höflichkeit. Sie haben ein paarmal geprobt. Aber das machte Sylvin Rubinsteins Verzweiflung noch größer. Welche Partnerin konnte Maria ersetzen?

»Maria und ich«, sagt Rubinstein, »wir waren magnetisch, wenn wir haben getanzt, wir waren ein Fuß.«

Sylvin Rubinstein blieb bei Zigaretten, Konserven, Eiern und Speck. Einmal kam die Kripo zum Astor-Kino. Sie suchte Dosen mit Menschenfleisch. Diese waren über die Schwarzmärkte der ganzen Stadt verteilt worden. Auch Rubinstein hatte zwei davon in seinem Bestand. Das hat ihn dann doch noch einmal erschrocken. »Wie kann

jemand machen aus Menschen Wurst?« Aber hatten die Deutschen nicht gerade aus Menschen Seife gemacht?

Doch Jens Keith hatte den Tänzer angestachelt.

Rubinstein weiß nicht mehr, wo er zuerst getanzt hat. War es im Pullmanntheater bei Wilhelm Bendow? Der griff dem Tänzer an die Arme und befühlte die Bizepse. Eine Kollegin warnte Rubinstein: »Vorsicht, der liebt Männer.« Da lachte Imperio: »Dann soll er mich gern haben.«

Dann kam eine Agentin. Zwei Schwestern tanzten Step im Duett. Eine war krank geworden, und mit einer Tänzerin allein war die Nummer nichts wert. Da warf Imperio einen Frack über und tanzte mit der anderen Step als Paar.

Maria – er hatte keine Antwort aus Warschau bekommen, und keine aus Brody. Er selbst hatte sich registrieren lassen, als ein Jude, der noch lebte, in einem Büro in der Friedrichstraße. Rubinstein sagt: »Zwillinge spüren, wenn der andere ist nicht mehr da.«

Dann sah er diese Hakenkreuzfahne. Sie lag in einem Trümmerberg. Überall hatten noch diese Nazi-Fetzen herumgelegen, mit denen vor kurzem noch Haus für Haus geschmückt war. Sylvin Rubinstein zog die Fahne aus dem Schutt. Eine alte Frau beobachtete ihn und wurde böse. Aber er sagte: »Mamachen, es ist nicht wie du denkst.«

Zu Hause trennte er das Runenzeichen aus der Fahne, warf sich den roten Stoff um, wie Maria und er es früher getan hatten, wenn sie Kostüme entwarfen. Er steckte den Stoff mit Nadeln ab. Dann schneiderte er sich aus der Flagge ein Kleid.

Er zog ein Paar Damenschuhe über, von denen, die er an die Russen verkaufte. Er trat vor den Spiegel, der in dem großen Raum stand, mit dem Parkett in der Wohnung in der Fasanenstraße. Und die Füße begannen zu tanzen, so wie sie es gelernt hatten, damals, als die Geschwister auf dünnen Kinderbeinchen standen, in Riga. Sie setzten die Schritte, wie die goldenen Flamencozwillinge in Warschau sie gesetzt hatten, Dolores und Imperio im Wintergarten in Berlin und der Scala. Die Füße tobten, diese Füße, die auf dem Broadway getanzt hatten, die ihn nach Istanbul getragen hatten und nach Athen. Sie tanzten ihn in einen Furor. Und zwischen Speck, Suppe und Dosen erschien in dem Spiegel eine Tänzerin. »So ist entstanden die neue Dolores aus einer Nazifahne.«

Dolores tanzte jetzt vor Amerikanern, Engländern und Russen.

Sylvin Rubinstein saß in den purpurroten Sesseln im Kino beim Café Wien und sah »Die gefährliche Reise« mit James Stewart. Auch Filme hatten die Amerikaner mitgebracht nach Berlin. In diesem tanzte eine junge Frau einen wundervollen Samba. Sechsmal saß Rubinstein in dem Kino. Dann hat er Otto Urak mitgenommen, einen befreundeten Musiker. Der hat die Melodie mitgeschrieben, den Rhythmus und die Schritte der Tänzer längst im Kopf gespeichert.

Sie tanzte Samba, sie steppte. Und die Amerikaner jubelten. Dann tanzte Dolores Flamenco. »Sie haben geschmissen silberne Feuerzeuge vor die Füße, und Blumen in Vasen.«

Marietta war Zigeunerin. Sylvin Rubinstein hatte sie schon gekannt, als es noch keinen Reichskanzler Adolf Hitler in Deutschland gegeben hatte. Nachdem es kein Reich und keinen Kanzler mehr gab, hatte sie ein Lokal übernommen. Sie hatte ihn mitgenommen in die Lutherstraße 28, nicht weit von dort, wo einmal die Scala gestanden hatte. Es war ein schlechtes Lokal gewesen. Die Tische blieben jeden Abend leer. Nicht einmal für die kleine Kapelle konnte sie noch die Gage zahlen. »Weinstube«, höhnte Rubinstein, als er das Schild über der Tür sah, »was ist das für ein Name?« Er schlug »Eldorado« vor. Ein Maler pinselte ihnen einen schönen Schriftzug. Sie druckten Plakate, und alle schwärmten aus, mit Eimer und Quast, um die Plakate über die ganze Ruinenstadt zu verkleben. Mehl und Wasser mußten reichen, weil es Kleister nicht gab.

Sylvin lauerte jetzt vor seinem Kino nicht nur auf Kunden, er lauerte auf Künstler. »Ich brauche die Menschen nur sehen laufen, und ich weiß, wer ist ein Tänzer.«

Er fand Madame Lou. »Sie war wie eine Pastorentochter.« Sie trug einen Hut, Brille und Faltenrock und erzählte auf der Bühne Geschichten. Die Leute haben sich kaputtgelacht. Er stieß auf Frieda. Sie hat gesungen, die amerikanischen Soldaten lagen ihr zu Füßen, und sie war bestimmt keine Pastorentochter.

Am zweiten Abend war der Platz knapp im Lokal, und sie brauchten schon einen Portier. Dann stieß Petra dazu, eine solide Tänzerin. Und dann kam noch ein Künstler, der zeigte eine Parodie mit einem Pferd. Und die Amerikaner jubelten. Mehrmals am Abend mußte jeder Künstler auf die Bühne. Und es fing an, Rubinstein wieder Spaß zu machen.

Aber Dolores konnte nicht auftreten in dieser Kaschemme.

»Diese Tatscherei von den Gästen, die Hände greifen brutal und ordinär. Die Kostüme werden angefaßt mit Händen dreckige, und die Männer kommen in die Garderobe und wollen ficken.« Die Garderobe war muffig und im Keller, und die Kostüme fingen den Modergeruch. Da kam ein Angebot von der Greiffi-Bar in der Joachimstaler Straße. Rubinstein kannte das Lokal, es hatte gute Gäste gehabt vor dem Krieg, er war mit Maria manchmal dort gewesen, aber immer nur als Gast.

Als er die Greiffi-Bar betrat, war es, als sei es noch die alte Bar, in der er mit Maria gestanden hatte. Hier konnte Dolores tanzen.

Tagsüber stand Rubinstein weiter vor dem Astor-Kino. Er drückte sich gerade in seine Nische, denn der Himmel schüttete, daß die Trümmerstadt zu versinken drohte.

Da schoß ein offener Ami-Jeep durch das Pfützenwasser, bog scharf in die Fasanenstraße ein und übergoß den Schwarzmarkthändler mit der Bordsteinjauche. Rubinstein verfluchte den GI. Der Jeep setzte hart auf die Katzenköpfe auf, und das Wunder geschah. Ein Paket schleuderte vom Rücksitz auf das Pflaster. Wie ein Adler stürzte sich Rubinstein auf die Beute, schnappte zu und verschwand in seinem Horst in der Fasanenstraße. Er riß das Paket auf und – Rubinstein verlangt nicht, daß man es ihm glaubt, er konnte es ja selber nicht fassen: »Drei Stangen Camel, zwei Kleider und ein Nerzmantel. Da wollte er wohl fahren zu seiner Geliebten. Und viele, viele Dollars.«

Dafür wurden Dolores die feinsten Perücken gemacht und die schönsten Kleider der Welt. Dolores tanzte in Berlin, sie trat in Leipzig auf und floh aus Halle: »Da wollten die Russen ficken mit der Spanierin. Aber in der Garderobe gesessen nur ein Mann. Und ich sage: Die Tänzerin ist gegangen. Feierabend.«

VI

Sylvin Rubinstein hat nach 57 Jahren wieder im Café Nowy Swiat in Warschau gesessen, das nach der Straße heißt: Neue Welt. Es ist eine neugeschaffene Welt, nach alten Plänen, Bildern und Postkarten wiederaufgebaut. Die Deutschen haben Warschau 1944 gesprengt, Haus

für Haus. Es gibt einen Film darüber, der jeden Tag im großen Kulturpalast läuft, einem stalinistischen Turmbau, der hoch über Warschau ragt und dort steht, wo einmal das Getto war.

In dem Café mit den Spiegeln hat Rubinstein einen Moment ablegt. Er hat seinen dunkelblauen, langen Wollmantel der Garderobiere überlassen und den Hut, so wie es auch damals üblich war. Er hat sich an eines der Tischchen dicht am Fenster plaziert, er hatte immer am Fenster gesessen und sich umgesehen. Und auch die Seele konnte ein Weilchen ablegen.

An den kleinen Kaffeehaustischen verloren sich noch Damen an den Herausforderungen des Tortentresens, Studenten brüteten über einem Kaffee. An einem Tisch lachten Mädchen. Sie waren modisch gekleidet, sehr chic, gepflegter als die Mädchen, die Rubinstein gewöhnlich in Hamburg-Altona sieht. Es machte ihm Spaß, lachende Mädchen zu beobachten, die in einer Sprache sprachen, die ihm näher geblieben ist, als es die deutsche jemals werden könnte.

Es ging auf Mittag zu, dynamische Geschäftsmenschen eroberten Tisch für Tisch. Zigarettenrauch füllte jetzt das Café, das gerade noch so schön in der Vormittagssonne gedämmert hatte, und Unruhe. Die Gespräche und Begrüßungen verdichteten sich zu einem Geräuschnebel, in dem sich das einzelne Wort verlor.

Rubinstein genoß es. Es war ein wenig wie die alte Welt, die sich schon damals »Nowy Swiat« genannt hatte. Draußen vor den großen Scheiben eilte das moderne Warschau vorbei. Das war auch damals so gewesen, das alte Warschau war eine moderne Stadt. Vor den Cafés und Konditoreien führten aparte Wesen taillierte Kostüme über unsichtbare Laufstege. »Die Polen waren immer elegant«, versicherte Rubinstein. Die Damenhüte mit dem kleinen Schleier waren verschwunden, und die Gehstöcke der Herren, aber die Pelzkragen waren geblieben und die hohen Absätze wiedergekommen. Es gibt wieder Damen im modernen Polen und richtige Herren.

Früher wurde hier in der Nowy Swiat das Pflaster morgens früh abgespült, aus den Blumenkästen warfen sich die Geranien in prächtigem Rot und blendendem Weiß über Brüstungen und Simse, denn auch Blumen flaggten im selbstbewußten Polen in patriotischen Farben. Die Läden mit ihren gestreiften Markisen lockten zum Schaufensterbummel. »Warschau«, erinnert sich der alte Mann, »war wie Paris, so schön.«

Konsequent besteuerte Handwerksbetriebe und kleine Fabriken verschafften der schnell wachsenden Stadt eine ökonomische Basis, Bauern schleppten Gemüse auf die Märkte und säumten mit ihren kleinen Obstkarren den Straßenrand. Das Pfund Erdbeeren, erinnert sich der alte Tänzer, gab es für dreißig Groschen, dasselbe kosteten die Stachelbeeren und auch die Mirabellen. Die Polen lebten oft besser als die deutschen Nachbarn, die plötzlich über sie herfielen. Erst jetzt, sechs Jahrzehnte nach dem deutschen Raubüberfall, dem noch vierzig Jahre Stalinismus folgten, kann sich wieder entfalten, was einmal gewesen war.

Wirtschaftsbetriebe können entstehen und ohne Kriege erstanden werden. Deutsche dürfen heute polnische Aktien kaufen, junge polnische Unternehmen gelten als guter Tip.

So wie die Mädchen am Nebentisch jetzt lachten, so, versichert Rubinstein, ja, genauso fröhlich und unbefangen hätten auch ihre Großmütter gelacht. Und in Rubinsteins Gesicht lagen die Tage jenseits dieser großen Scheibe, an denen er glücklich gewesen war, hier an der Nowy Swiat.

Doch eines wird niemals wieder erstehen. Die Männer mit langen Bärten unter den dunklen Schirmmützen, die Jungen mit den Schläfenlocken, die damals den schweren Wollmantel frech wehen ließen, sie eilen nicht mehr an den Fenstern des Cafés vorbei, in dem der alte Tänzer vergangenen Moden nachsinnt. Die Nowy Swiat war nie ihre Welt gewesen, sie lebten auf der Rückseite, in einer anderen, eigenen, älteren Welt um die Gesiastraße, in der das Kopfsteinpflaster gröber war und das Trottoir schmaler, das Regenwasser in einer Rinne stand und es nach Armut roch.

Jetzt wollen dem alten Tänzer aber die glücklichen Tage einfallen, als Maria und er das erste Mal hier in Warschau waren, weil sie ein Engagement im Adria hatten, dem größten Varietétheater Polens. Und er geht mit Maria durch das Portal mit den Mamorsäulen, und Direktor Moszkowicz steht dort mit seinem kleinen Affen auf der Schulter und ruft: »Meine Goldkinder aus Galizien.« Sie verehren ihren Direktor mit der Glatze. Und er liebt die Zwillinge aus Brody, die so wunderbar tanzen.

Auch Moszkowicz stammt aus Galizien, so wie sie, er hat Zigaretten verkauft in den Cafés in Lemberg, er hat als Kellner gedient und dann selbst in Lemberg Lokale eröffnet, und dann Cabarets.

Als die »Riunione Adriatica di Sicurtà«, eine italienische Versicherungsgesellschaft, die aus Gründen, nach denen niemand gefragt hatte, in Warschau viel Geld investieren mußte und ein großes, elegantes Haus in der Moniuszko-Straße im Zentrum Warschaus baute, das Platz bot für ein Varietétheater, wurde den Italienern Franciszek Moszkowicz als Geschäftsführer empfohlen. Und der Lemberger empfahl sich selbst in hartnäckigen Verhandlungen, an deren Ende er sich vertraglich eine ordentliche Gewinnbeteiligung zusichern ließ, ohne jemals von Verlust tangiert zu sein.

Und so schreiten die Zwillinge durch einen Palazzo der Musik und des Tanzes, der Zauberei und Akrobatik, des Gesanges und des Dichterwortes. Ein Cabaret, daneben die Goldene Bar, in der sich das Bühnenparkett dreht, hebt und senkt. Im großen Saal des Untergeschosses kreisen Kristalleuchter so groß wie Riesenräder. Und sie scheinen auf die schönsten Mädchen und die ausgesuchtesten Gigolos, die Warschaus beste Gesellschaft zum Tanz bitten.

Stadtprominenz und Landadel, Operettenoffiziere und Magnaten, Schauspieler, Politiker und Glücksritter sitzen an den Tischen, trinken, rauchen und verschlucken mit ihren Blicken die Tänzerinnen. Jeder Gast wird von Moszkowicz persönlich begrüßt. Einen Handkuß für die Dame, einen Handschlag für den Herren, denn jeder Gast ist ein persönlicher Gast. Das Adria ist ein Lokal der Nacht, das Programm beginnt spät, immer beginnt es mit einem Kujawiak, einem Mazurek, einem Oberek oder einem anderen polnischen Tanz, es setzt die Höhepunkte nach Mitternacht und schließt ab, wenn es draußen schon hell wird. Die berühmtesten Kapellen Osteuropas, Gold, Peterburgski, Kataszek und Karasinski sind Moszkowicz gerade gut genug, und für einen echten, argentinischen Tango reist das Orchester Bianco aus Buenos Aires an. Selbstverständlich hat jeder Saal sein eigenes Orchester.

Immer hält Moszkowicz ein paar Tische zurück und macht so Gäste zu Auserwählten: »Ich habe geahnt, daß Sie kommen, und schon einen wunderbaren Platz für Sie freigehalten.« Die Großen des Theaters treten ein und die des Stummfilms. Und die Größten treten auf. Hanka Ordonowna, die große Schauspielerin singt, ihre Verehrer erstarren, Stars und Sterne erweisen der Königin des Films ihre Referenz. Auch der schöne Igo Sym, Partner der Diva in »Der Spion in der Maske«, läßt sich als regelmäßiger Gast im Adria bewundern.

Maler sind schon da, und auch die Literaten kommen früh, sie speisen auf Kosten des Hauses, für einen Hauch jenes Flairs, den Künstler um ihre Tische verbreiten. Moszkowicz, der heimliche Mäzen! Mit glücklosen Schauspielern schließt er Verträge über ein Engagement ab und hat plötzlich keinen Platz für sie im Programm. Er kündigt, sie bekommen ihre Gage und behalten ihren Stolz.

Anekdoten ranken um den großen Moszkowicz. Wie die vom Jazz, den er nicht besonders mochte, und der Band, die auf allen vieren unter den Tischen nach der Trompete ihres Bandleaders suchte. Die hatte der Kellner auf Geheiß des Chefs in der Pause zusammen mit den Gläsern abgeräumt. Zu laut war er gewesen, und zu schräg. Und man erzählt lange von dem Betrunkenen im Fahrstuhl. Moszkowicz liebte die Berauschten und haßte die Besoffenen. Einen lud er in seine Wohnung ein, oben im sechsten Stock des Versicherungshauses mit Ausblick, und bat ihn in den Lift. Die ganze Nacht ist der Gast in der Ausnüchterungszelle auf- und abgefahren. Moszkowicz hat extra einen Kellner abgestellt, um die Knöpfe zu drücken.

Sylvin Rubinstein ist nach 57 Jahren wieder in das Adria gegangen. Und er ist wieder hinausgelaufen, weil es nicht das Adria war. Nur die Säulen am Eingang erinnern an das alte Varieté. Heute ist dort ein Restaurant in modernem, kaltem Ambiente.

Rubinstein ist zurück in das Untergeschoß gegangen, wo einmal der große Saal war und jetzt eine Diskothek ist. Er hat die Tasche geöffnet, die er unter dem Arm getragen hat, die ganze Zeit, in der Eisenbahn, beim Bummel durch die Straßen, im Café Nowy Swiat, und er hat ein Paar Schuhe herausgenommen. Er hat die Straßenschuhe ausgezogen und die Socken und ist in die Tanzschuhe geschlüpft.

Sylvin Rubinstein ist auf das Parkett getreten, hat die linke Hand hinter den Rücken gelegt und die rechte quer vor die Brust. »La Faraona!« Rubinstein hat getanzt. Seine feurigen Zapateados, dann Planta, Tacón, Tacón, Tacón, Punta, Tacón, Marias Sechser, immer schneller. Und er hat getanzt und getanzt. Und dann hat Rubinstein geweint, weil das Parkett nicht klingt, das nicht mehr hohl liegt, und weil keine Gitarre mehr einen Soleares spielt, und Diskolichter flakkern, wo sich einmal Kristalleuchter drehten.

Natürlich weiß Rubinstein, daß die Deutschen in Warschau Haus für Haus sprengten, nachdem sie den Aufstand der Polen erstickt hatten, während die Russen auf der anderen Seite der Weichsel warte-

ten, bis die Deutschen das Schlachten beendet hatten. Die abwartenden russischen Truppen hat der alte Film nicht gezeigt. Aber jeder in Warschau erzählt nach wenigen Sätzen davon, es ist genauso fest im nationalen Gedächtnis verankert wie die gesprengten Häuser.

Aber dann war Rubinstein doch überrascht gewesen, daß das Bristol-Hotel mit dem livrierten Portier nicht das alte Hotel Bristol war. Erst nachdem er lange vor der nachgebildeten Fassade gestanden hatte, war er dann doch sicher, daß das alte Bristol-Hotel noch sehr viel vornehmer gewesen war.

Ada gehörte hierher. »Ich habe an ihr gehabt eine Busenfreundin«, sagt Rubinstein. Dann war sie in seiner Phantasie aus der Drehtür stolziert, wie damals, hatte dem Portier ein Trinkgeld zugesteckt und war, »die Beine, so lang und schön gerade wie Laternen«, über den Boulevard geschritten, immer ein wenig energisch in ihrer Bewegung. Sie war blond, eine Jüdin, die Tochter eines Rabbiners. Und sie war die angesehenste Kokotte zwischen Bristol und Adria-Varieté. Zwölf Silberfüchse hatte Ada besessen, und wenn sie abends von der Marszalkowska in die Jerusalemallee einbog, fegten die Fuchsschwänze das Pflaster. »Sie ist geschritten wie Pfau, und sie hat nur begleitet die reichsten Ausländer und vornehmsten Polen.«

Maria und Sylvin hatten Ada bei einem Blumenhändler getroffen. Er hatte Maria einen Strauß Veilchen ausgesucht. Das war eines dieser Spiele zwischen den Geschwistern, denn gerade hatte sie für ihn ein Paar Socken gekauft. Immer beschenkten sie einander, nie zahlte einer von ihnen für sich selbst.

Da stand plötzlich Ada vor den Blecheimern mit den Schnittblumen, und Sylvin, der einen Blick hat für das Laster und die Herrlichkeit, griff noch ein Bouquet und verehrte es der schönen Fremden. Sie trafen sich gelegentlich wieder und dann immer häufiger, und zwischen den dreien wuchs eine tiefe Verbundenheit.

Unbegleitete Damen hatten damals keinen Zutritt zum vornehmen Adria. Wie ein Höllenhund wachte der Portier und schlug an, wenn die Garderobe zu billig oder das Parfum zu aufdringlich war. Ada verströmte nur die erlesensten Düfte. Von dem Tänzer eingeführt, war sie bald eine Freundin des Hauses. »Ada kommt«, flüsterten die Kellner. Denn wenn Ada kam, wurde an den Tischen Champagner bestellt, und das Trinkgeld fiel nobel aus.

Der ergraute Tänzer war sicher gewesen, er würde alles wiederfin-

den in Warschau, jede Straße, jedes Haus, jeden Stein. »Sonst werde ich einen Juden fragen, auf der Straße. Juden erkennen Juden. Es sind immer Juden auf der Straße.« Aber Rubinstein hat keinen wiedergetroffen von den fast 400 000 Juden, die in Warschau gelebt hatten, bevor die Deutschen gekommen waren. Das war ein Drittel aller Bürger der Stadt.

Viele lebten damals in ihren Quartieren nach ihren Traditionen. Es waren die Bezirke, die auf den Karten der deutschen Bomberpiloten besonders gekennzeichnet wurden. Nicht alle hatten dort gewohnt, wo die Flieger in ihren vierwöchigen Luftangriffen die Hauptlast ihrer Bomben abwarfen. Die Wohlhabenderen unter ihnen waren in bessere Häuser gezogen, weg von den Handkarren und Kellerläden, dem Krakeelen der Tandler und Gezeter der Kunden, weg von den Salzheringen und Synagogen. Die Talmud-Schüler waren in der besseren Gesellschaft aufgegangen, die eine polnische war, in der sie mit Herr Doktor angesprochen wurden und Herr Rechtsanwalt.

Auch für das junge Tanzpaar Maria und Sylvin Rubinstein war der Kaftan nur noch das abgetragene Gewand einer Vogelscheuche, die irgendwann, irgendwo in seiner Kindheit gestanden und die Zwillinge fürchterlich erschreckt hatte, so daß Maria darüber weinen mußte.

»Euch gehören die Tanzpaläste der ganzen Welt«, hatte Madame Litwinowa gesagt. Dann hatte sie ihnen das Diplom überreicht. Da hat Sylvin zu seiner Schwester gesagt: »Malke, beim Ballett, da werden wir ewig ohne einen Groschen laufen. Da kannst du dir nicht einmal ein Paar Schuhe kaufen.«

Sie hatten neben dem klassischen Ballett viele Volkstänze studiert. »Aber der Flamenco«, sagt Rubinstein, »hat uns gelegen im Blut.« Ein Agent hatte sie in Riga entdeckt, auf einer Matinee, und ihnen gleich ein Engagement im Adria vermittelt. »Da habe ich gepfiffen auf die Opera.« Jetzt konnte sich der Tänzer elegante Schuhe kaufen. Die Zwillinge waren gerade siebzehn, und sie fürchteten sich noch vor den unsichtbaren Gefahren der Großstadt. »Wir hatten Angst, den Menschen zu geben die Hand, wegen der Syphilis.« Der Jugendliche Rubinstein hatte einen Mann gesehen, mit einem verfaulten Gesicht, und er hatte keinen Zweifel, daß Syphilis ihn zur lebenden Mumie gemacht hatte.

Die Mutter war häufig nach Warschau gekommen. Einmal hatte sie ihre Kinder zu Doktor Raszkowski gebracht, der in seiner Praxis

in der Jerusalemallee einen heroischen Kampf gegen Haut- und Geschlechtskrankheiten führte. »Aber wir waren unschuldige Kinder«, sagt Rubinstein.

Und glückliche. Sie bummelten über die elegante Nowy Swiat und endlos die Marszalkowska entlang.

Die Warschauer hatten immer in Konkurrenz zu den Krakauern gestanden, jede der beiden großen Städte wollte die vornehmere sein. So gingen honorige Bürger immer wie aus dem Ei gepellt und buhlten mit den alten Adelsfamilien um die Ehrerbietung der niederen Stände. Die Offiziere legten mit ihren Uniformen ein wenig Farbe darüber. Das gefiel Rubinstein, der Wert auf gute Garderobe legte.

Rubinstein ging zu Zaremba in die Schuch-Allee. Er war der beste Schneider der Stadt, seine Anzüge aus den edelsten englischen Stoffen, die eigentlich in Tarnow gewebt waren und deshalb noch viel besser. Einen Anzug wollte der Tänzer, sechs hingen schon am Bügel. Ein Kunde hatte sie nicht abgeholt, aber angezahlt. Sie paßten Rubinstein wie maßgeschneidert. Er nahm alle sechs zum Preis für zwei. Und Schuhe mußten italienisch sein oder solide Budapester.

Und die alten Galoschen, dieser häßliche Filz, den er über die Schuhe gezogen hatte, wurden ersetzt durch weiße Gamaschen, wie modebewußte junge Männer sie jetzt trugen. Maria war entsetzt. »Mein Gott, Sylvin, was trägst du da!« Der alte Mann im Café Nowy Swiat muß sich schütteln, wenn er daran denkt, daß er einmal mit diesem Ganovenaccessoire durch Warschau geschlendert ist.

Erst der Schuh machte den Mann von Welt aus. Sylvin Rubinstein wäre eher barfuß gelaufen als in schlechtem Leder. Seine Schuhe waren immer blank geputzt, und wenn der Tag mit seinem Staub sich über das Kalbsleder legte, verschwand der Tänzer in einem Hauseingang, um einmal darauf zu spucken und sie mit einen Taschentuch zu wienern. Und auch Maria war vernarrt in immer neue Pumps.

Nachmittags gingen Maria und Sylvin zum Tee in die Smolnastraße, da wohnten im Winter die Herrschaften, die so reich waren, daß sie im Sommer über ihre Besitzungen spazierten. Und auch einige der russischen Immigrantenfamilien, die Sokolows, Tomoschows, Brotzkis, residierten dort. Die Mutter hatte ihre Zwillinge in die vornehmen Kreise eingeführt. Die Russen, die sich so standhaft aristokratisch hielten, waren immer glücklich, wenn die Zwillingskinder des Fürsten Dodorow ihre Aufwartung machten.

Daß die Mutter der Kinder des Fürsten Dodorow immer, wenn sie nach Warschau kam, die russische Botschaft besuchte, in der jetzt Kommunisten das Reich vertraten, wußten nur die Zwillinge, die in einem Lokal in der Nähe oft stundenlang auf sie warteten. Erst viel später sollte es für ihn zu einer Gewißheit werden, daß sie in den geheimen Diensten der neuen russischen Herrscher stand.

Aber die Geschwister genossen es, in den Cafés zu sitzen. So hockten sie gern an der Straßenecke zur Smolna in einem Palastbau, in dem Geigen spielten und Gitarren, Sopranistinnen sangen und Tenöre. Die Smolna war eine vornehme Straße, die Herrschaften zogen voreinander den Hut.

In der Nalewkistraße zog niemand den Hut.

Und doch zog diese Flanierzone im jüdischen Viertel, über die im Sommer aus Tausenden aufgerissenen Fenstern Lockrufe, Dispute und Gebete schallten, wo Küchendüfte und Menschengerüche vier Stockwerke hoch über den Köpfen der Passanten dünsteten, die Zwillinge magisch an. »Mittags, die ganze Straße hat gerochen nach Knoblauch und Fett.« Dort, im Herzen des jüdischen Viertels, im Labyrinth der Gassen, wo sich die Spaziergänger vor den Gemüsekarren stauten, wo pomadige Schriftsteller moderne Streifenkrawatten wehen ließen und weißbärtige Schriftgelehrte pfundschwere Gebetbücher durch die Straßen hievten, dort wo sich der wohlhabende Kaufmann auf dem schmiedeeisernen Balkon zeigte, wie der Mailänder in einer Loge der Scala, dort war das Warschau, das Rubinstein heimlich liebte. Er zog Maria durch die Labyrinthe, in denen die chassidischen Juden lebten, die nach Brody rochen, nach Brody klangen und in Kaftanen gingen.

Ein paar Jahre und viele Tourneestationen später war Warschau ihr Zuhause geworden, wie Brody es einmal gewesen war und Berlin nicht werden durfte. Sie waren auch in Warschau dort, wo die jungen Wilden den Borsalino leicht in den Nacken schoben und die Freidenker die Haartolle über den Rand der Nickelbrille warfen, weil sie Dichter waren, Journalist, Musiker und immer auch sozialistischer Revolutionär.

In den Konditoreien und Kaschemmen sammelten sie sich um die kleinen Tische wie die Bienen um den Honigtopf. Sie agitierten und debattierten, für die Sozialisten und Kommunisten, und weil viele von ihnen junge Juden waren, warben sie für den sozialistisch-jüdi-

schen Bund. Andere klöterten mit der Spendendose von Tisch zu Tisch, weil sie Geld brauchten, um Land zu kaufen in Palästina. Sie alle waren Sozialisten oder Zionisten, und sie verachteten die Chassidim, die mit ihrer Organisation »Auguda« über Jahre ihre Macht in der Jüdischen Gemeinde gefestigt, dann bei den Wahlen 1936 an die Linke verloren und von der polnischen Regierung zurückbekommen hatten, die die Juden entrechteten und Sozialisten fürchteten. Sie waren Intellektuelle, Arbeiter, Künstler und Ganoven.

Sylvin Rubinstein weiß nicht mehr, wo sie sich zusammengefunden hatten, Rachel, die goldene Hand, aufreizend attraktiv und eiskalt, Manteuffel aus Lemberg und er. Aber sie hatten einander sofort verstanden. Und wenn das Gewimmel in den Straßen nachmittags immer dichter wurde, schwärmten sie in die Marszalkowskastraße aus. Ihr System war erprobt: Rachel stolperte und fiel einem Herren in die Arme. Sylvin, der ihm half, sie gerade noch aufzufangen, griff dem Erschrockenen in die Tasche. Und Moniek Manteuffel verschwand mit dem Portemonnaie. Anzüge von Zaremba und rahmengenähter Kalbslederschuh waren auch für einen jungen Tänzer ein besonderer Luxus, und so war es gut, daß die geschickten Finger nicht nur Kastagnetten spielen konnten. Noch heute bereitet sich der alte Tänzer gelegentlich eine kleine, diebische Freude. Diese Anspannung, wenn das Objekt gesichtet ist, die Erregung, die das Blut in den Adern pochen läßt, während die Hand zuschnappt, und die wohlige Entspannung, wenn er den Supermarkt verläßt.

»Der Gott liebt die ganeven. Aber man darf nicht behalten alles für sich. Man muß teilen mit denen, die nicht haben.« Dann darf man sogar seine Diener um die Bürde des Kreuzes erleichtern. Jetzt lacht der alte Dieb und schlägt sich auf die Schenkel. »Das mit dem Pfaffen, vielleicht soll man es erzählen besser nicht.«

Ein hoher orthodoxer Geistlicher trug bei einem Besuch in Warschau ein Kreuz vor der Brust, besetzt mit wertvollen Steinen. Aber er war doch ein sparsamer Mann, der mit der Straßenbahn fuhr. Als er ausstieg, war die Last des Kreuzes von ihm genommen. »Die Zeitungen hatten gestanden voll davon«, erinnert Rubinstein, und ein gewisser Stolz klingt mit. Wahllos wurden in Warschau Taschendiebe festgenommen. In einem öffentlichen Aufruf forderte die Polizei die Rückgabe des gestohlenen Kreuzes. »Wir konnten nicht lassen sitzen die Unschuldigen im Gefängnis.« Rubinstein wickelte das

Kreuz in einen Lappen, sprach auf der Straße eine alte Frau an, die das Bündel für ein Handgeld zur Polizeistation brachte. Rachel tobte, sie wollte das Kreuz behalten. Und das Trio drohte auseinanderzureißen.

Die Polizei war immer sehr forsch gewesen im alten Warschau. Polizisten waren oft hoch gewachsen, ihre Uniformen, mit den Reithosen und den hohen Stiefeln, immer in bestem Wichs. Vor allem Verkehrspolizisten mußten groß sein, wie die langen Kerls, wenn sie vorankommen wollten. Das hatte ihm sein Freund Tadeusz Nojszewski verraten. Tadeusz war Journalist, und Journalisten wußten einiges, über das sie nicht schrieben. Einmal hatte er Rubinstein einen Polizeioffizier gezeigt, der, hoch zu Roß, die Verkehrspolizisten kontrollierte. Er war ihr Chef. Und Nojszewski flüsterte: »Er liebt ihren Arsch. Er ist der größte Ficker der ganzen Polizei.« Der alte Mann im Café Nowy Swiat legt die Hand auf die Brust: »Bei der Ehre, meiner, ich schwöre, das hat der Tadeusz gesagt.« Da war Sylvin Rubinstein kein so unschuldiges Kind mehr. »Meinetwegen«, hat Rubinstein gesagt, weil er allen Menschen damals nur das Gute wünschte, »soll er sie besteigen.«

Rubinstein, der heute arm ist, aber immer noch gute Stoffe trägt, die einige Moden überdauert haben, haßt Ganoven, die die Armen betrügen wollen. Und er ist auf der Hut vor ihnen, wie vor diesem Warschauer Taxifahrer, diesem Wegelagerer. Und dem er damit unrecht tut.

Rubinstein hatte ihn herangewunken. Er sollte ihn dorthin fahren, wo einmal das Getto gewesen war. Rubinstein war gerade angekommen in Warschau, und es war schon dunkel geworden. Die Kellnerin in dem Café, die wenig wußte von der Geschichte der Juden in Warschau, hatte versichert, daß es das Getto noch gebe. Da hat er den Freunden nicht mehr geglaubt und auch allen anderen, die ihn zurückhalten wollten. Er ist in das Taxi gestiegen. Er hat hinten gesessen. Plötzlich hat er den Fahrer angebrüllt. »Du Hurensohn«, hat er geschrien, und »du Wichser«. Dann hat der aufgeregte alte ganev die schlimmsten Wörter aus der alten Nalewki wieder hervorgeholt, die ihm in Erinnerung geblieben waren, und aus der Karmelicka, die eine wirklich üble Gasse war. Ein Betrüger, war er, dieser Taxifahrer. Wo hat er den alten Rubinstein denn hingefahren? Der Tänzer kennt doch die alten jüdischen Straßen. Er läßt sich nicht in der Stadt herumkut-

schieren. Er weiß doch, was für Banditen die Taxifahrer sind. Das war doch nicht das Getto hier!

Der Taxifahrer hat geschwiegen, er war ein verständnisvoller Mann, der viel wußte über die polnische Geschichte. Aber dann, als er mit seiner Limousine vor dem Denkmal geparkt hat, wo einmal der Verladeplatz gewesen war. »Verladeplatz? Warum der Verladeplatz?« Da hat sich der Fahrer doch in seiner Ehre verletzt gefühlt, in seiner Ehre als Taxichauffeur und als arbeitsloser Historiker, der jetzt Taxi fuhr. Und er ist ebenfalls laut geworden. Und Rubinstein ist aus den Auto gesprungen. Als Rubinstein in Warschau lebte, waren auf dem Gleis Waren angekommen für die Märkte. Als Menschen verladen wurden, war Rubinstein längst fort aus dem Getto.

Dann ist Rubinstein mit anderen gefahren, und die haben ihn an dieselbe Stelle gebracht. Da hat der alte Mann begriffen, was er lange gewußt hat, weil es ihm die Freunde gesagt hatten. Daß es das Getto nicht mehr gibt, nichts davon als die Kellergewölbe des Pawiakgefängnisses.

VII

Rubinstein öffnet ein Nähkästchen. Zwirne, Garne und Seidenfäden kunterbunt, Steck- und Nähnadeln, Schere, Fingerhut, Heftgarn, Bänder, Roßhaar, Stäbchen.

Die Finger schnappen die Nadel, ohne Zittern geht der Faden durchs Öhr. Die Hände sind sicher. Nur die Augen brauchen die Hilfe einer dicken Hornbrille, hinter der sie groß werden und sehr mild.

Das Nähen schenkt Ruhe und es schenkt Träume, schöne Träume, es schenkt die Imaginationen großer Theater und Revuen. So entstehen immer neue Kleider, romantische Kreationen aus tausend Lagen Taft, Brokat, Straß und Perlenstickereien, Tüll, Litzen, Seiden, Duchesse, viel Spitze. Der Tänzer liebt die Rüschen, und die Volants, die übereinanderschlagen wie die Wellen einer Springflut.

Die Schränke, die Koffer, die sich auf ihnen stapeln, die Truhen, alle sind voller Kleider. Die älteren, die noch rot waren oder schwarz, die dann immer bunter wurden und dann voller. Und mit dem Alter des Tänzers immer unbändiger, große Symphonien in Stoff.

Drei Gepäckträger wuchten die mannshohen Artistenkoffer über den Bahnsteig. Die große Dampflokomotive hat die Zwillinge in den Schlesischen Bahnhof gezogen. Sie sind siebzehn, haben einen Vertrag in der Hutschachtel, unterschrieben vom Agenten Marvelli, oder war es Paul Spadoni? Nein, Gebel buchte für den Wintergarten, das große Varietétheater beim Bahnhof Friedrichstraße.

Jeder Koffer ist schwer wie die Bundeslade, jeder Deckel gerade noch zugepreßt mit dem vereinten Körpergewicht der Zwillinge.

»So viele Kostüme!« sagt Rubinstein. Aber er erinnert sich an jeden Knopf und jede Rüsche. In jedem Kleid steckte Schmerz und Blut, von den vielen Stichen und dem peinigenden Nadelöhr, das sich ihm immer in die Fingerkuppe drückte. Denn alles hatten die Zwillinge selbst genäht. So viele Tränen waren auf den Stoff getropft im ewigen Streit um Schnitt und Farbe. Immer war ihm ihr Kleid zu gewagt gewesen, immer war ihr sein Entwurf zu brav.

Doch jetzt haftete an jedem Kostüm ein Quentchen Glück, weil es seine Probe im Scheinwerferlicht bestanden hatte. Sie hatten darin in Budapest getanzt, in Bukarest, in Lemberg, und in jedem dieser Kostüme war ihnen der Applaus entgegengebrandet, als sie sich verneigt hatten. »Nur ganz leicht verbeugt«, sagt Rubinstein, »nicht wie heute, den Kopf bis zum Knie, wie es die Artisten im Fernsehen tun, nein, wie Künstler, die haben eine Schule.«

Damals lagen die Koffer vollgepackt mit Glückseligkeit in einer Pferdedroschke, weil sie in einem Taxi kaum Platz gefunden hätten. Warschau war elegant, Berlin war modern. Und diese Droschke war vielleicht eine der letzten, die noch durch die deutsche Weltstadt zukkelte.

Maria und Sylvin Rubinstein, die Kinder aus Galizien, Eleven der Litwinowa in Riga, die goldenen Zwillinge des Direktors Moszkowicz des Warschauer Adria, waren furchtbar aufgeregt. Die Stadt war so wild. Und die Zwillinge begeisterten sich, wie junge Menschen sich begeistern, die in eine fremde Welt der Erwachsenen hineingelassen werden.

Berlin war Anfang der dreißiger Jahre nach London und New York die drittgrößte Stadt der Erde. Eine halbe Million Telefonanschlüsse, viereinhalb Millionen Einwohner, 3000 Bankniederlassungen, über hundert Tageszeitungen und das Vanity Fair des Kurfürstendamms. Theater, Kabaretts und Varietébühnen, Kunst und Kino, die Zwillin-

ge sogen alles in sich auf, wie sie selbst aufgesogen wurden von dem Moloch, der alle Talente Europas fraß, die die Reichsbahn Tag für Tag aus dem Osten in die Stadt spülte.

Berlin war laut. Straßenbahnen, S-Bahn, Doppeldeckerbusse, Siebensitzerlimousinen, Lastwagen und das sportliche Opel Coupé, alles knatterte und rumpelte. Sylvin Rubinstein konnte sich nicht satt sehen an der deutschen Moderne.

Berlin brüllte. Die Obsthändler schrien ihr Gemüse feil, Schuhputzer priesen lautstark ihre Dienste an, und stündlich riefen Zeitungsjungen neue Extrablätter aus. Berlin war elegant. In den Straßencafés schlürften gepflegte Menschen plaudernd Eiskaffee. Berlin war bitterarm. Stempelbrüder geduldeten sich in langen Schlangen vor den Arbeitsämtern, abgerissen, die Kragen der Joppen hochgeschlagen.

Und Berlin war im Tanzfieber. Die Tante aus Lumumba, besangen die Comedian Harmonists die Begeisterung der losgelassenen Preußen für immer neue Rhythmen, tanzte Rumba. Eben hatten sie noch Charleston getanzt, Onestep und Bosten. In jeder Seitenstraße lehrten Tanzschulen jetzt den neuesten Schrei und Schritt. Vor jedem Vorhang spielten Kapellen, im Hotel, im Café, im Kino.

In diesem großen, wilden Berlin geht über den Zwillingen der Sternenhimmel auf. Eine Milchstraße aus Glühbirnen war über die ganze Decke des Wintergartens gespannt. Drei schwere Vorhänge. So ist Sylvin Rubinstein das Varieté unter der großen Kuppel für immer im Gedächtnis geblieben. Er erinnert sich noch genau, an diesen ersten Tag im Wintergarten. Sie haben noch nicht einmal ihre Koffer abgestellt, da werden die Tänzer schon zur Musikprobe beordert. Alle Künstler drängen auf die Bühne, jeder will der erste sein, auch das Orchester ist schon da. »Da habe ich gesagt zu meinem Schwesterchen, setz man sich in die Ecke, guck man sich alles an. Und die Tänzer haben gemacht Tatü und Gefummel. Und ich habe gehabt keine Furcht mehr, werden wir sie tanzen alle an die Wand.«

Die Zwillinge kommen als letzte an die Reihe, Sylvin Rubinstein verteilt die Partitur an die Musiker. Noch einmal genießt der alte Tänzer den Triumph des jungen Galiziers auf der großen Berliner Bühne: »Da habe ich gesagt, Schlagzeug still. Gitarre und Piano, leichter Dreivierteltakt. Geige: Ja! Trompete: Ja! Dann spielt das

Klavier noch einmal. Dann nur Gitarre. Wir haben getanzt, so wunderbar. 36 Pirouetten gedreht. Und die Bühnenarbeiter haben geklatscht.«

Natürlich haben Maria und Sylvin am Abend gezittert. Vor jedem Auftritt ist es dasselbe: Sie warten, bangen, noch einmal üben sie schnell im Garderobengang die Schritte, lugen durch den Vorhang, sehen in das gefüllte Varietétheater. Die Sitzreihen des Wintergartens ziehen sich bald hundert Meter in die Breite, denn die Bühne thront nicht an der Stirn, nein, sie verläuft an der Längsseite des Saales. Auf der Terrasse gleich gegenüber der Bühne diniert an kleinen Tischen halb Berlin, raucht, trinkt und quasselt.

Auf diesen Brettern hat einmal Saharet getanzt, hier ist Mata Hari aufgetreten und La belle Otéro. Und gleich werden sie hier stehen, Dolores und Imperio, auf dieser Rampe, die sich in die Länge zieht wie der Eisenbahnstrang nach Moskau. Soweit das Licht streut, sitzen Menschen und recken ihre Köpfe. Wird die Resonanzkraft des Bühnenbodens reichen, werden alle die Schritte hören? Die Tiller-Girls, immer in Kompaniestärke, konnten als Revuegruppe über die ganze Bühne ausschwärmen. Die Zwillinge aber müssen antreten gegen den Raum und gegen die große Kapelle. »Ja, ich habe gehabt Lampenfieber«, sagt Rubinstein, »Lampenfieber furchtbar.«

Bei den ersten Schritten aber fällt alle Furcht von den Zwillingen ab. Und als nach ihrem Flamenco der Applaus gegen die Bühne brandet, rieseln Maria die Glückssterne vom Varietéhimmel ins Kleid, wie dem Mädchen aus dem Märchen Sterntaler. Und die Zwillinge danken der alten Litwinowa, die sie so oft verflucht haben, sie danken dieser Hexe, für die Hexenkunst, die sie sie gelehrt hat, diesen großen Kessel Berlin zum Kochen zu bringen.

Jeden Tag nach dem Training, die Zwillinge trainieren früh, wirft sich Sylvin Rubinstein in Schale. Maria, in ihrem neuen Chanel-Kostüm, hängt sich beim Bruder ein, und ein glückliches Tanzpaar schlendert über den Wittenbergplatz zum Kaufhaus des Westens, wo Maria Stoffe kauft und immer neue Seidenstrümpfe. Sie flanieren über die Tauentzienstraße am Romanischen Café vorbei zur Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, von dort immer den Kurfürstendamm entlang. Sie steppen vor den spiegelnden Schaufensterscheiben, und die Menschen drehen sich nach ihnen um. Dann lachen sie und schlendern weiter. Sie streunen durch die Modehäuser, probieren

Hüte und lachen über diese Töpfe, die sich die Damen weit über die Augen ziehen.

In seinen Gedanken geht Rubinstein immer wieder die Wege, die er einmal mit seiner Schwester gegangen ist. Dann öffnet sich dem alten Tänzer auf St. Pauli wieder die Glastür des Café Kranzler. Die Damen sonnen sich in den Augen ihrer Konkurrentinnen. Jacken und Kleider fallen leicht über die schlanken Körper. Die Mäntel haben Ärmel, so weit wie Adlerschwingen, und Silberfüchse ruhen auf dem Kragen. An den großen Tischen stecken junge Frauen ihre Bubiköpfe zusammen – nein, jetzt erinnert sich der junge Gast des Cafés genau, das Haar wurde ja noch kürzer getragen, hochrasiert wie bei einem Mann, eine Locke über der Augenbraue drapiert. Darunter suchte ein gelangweilter Schlafzimmerblick, mit einem schwarzen Stift verstärkt, Kontakt zum Herrn am Nachbartisch und manchmal auch zur Dame. Aber der Mund, ja, der Mund der Berlinerin, lockte in grellem Rot, und an den Ohren baumelten bunte Federn. Und dann, ja dann schritt die Schauspielerin Lil Dagover am Café Kranzler vorbei mit ihren beiden kleinen Pekinesen, und alle verdrehten den Kopf.

Die Dame ging gern mit einem Hündchen. Schönheitswettbewerbe mit weißen Limousinen und ebenso weißen Pekinesen waren eine der Attraktionen des Boulevards, gesponsert von einem großen Autohaus am Kurfürstendamm. Es gab auch den Autokorso der Pelzmäntel und den des Schmucks. Die Berliner Gesellschaft wußte sich darzustellen. Sylvin Rubinstein war fasziniert.

Maria war fasziniert von den jungen Berliner Frauen der Künstlerszene. Sie waren so selbstbewußt, ganz anders als in Polen. Sie hatten das Provinzielle abgestreift und das brave Kokettieren. Die leichten Kleider waren nur eine passende Hülle.

Maria trug das Haar an den Seiten gelockt, und sie liebte das taillierte Kostüm. Es war zeitgemäß, stand für berufliche Emanzipation. Sylvin weiß nicht mehr, wie viele Maria davon in den Koffern hatte, und wie viele Hüte. Sie bevorzugte die breite Krempe, die ihr eine vornehme Unerreichbarkeit verlieh. Und das war ihrem Bruder nur recht. Wie hat der Bruder aufgepaßt auf seine Maria!

Das leicht blondierte Haar, die schlanke Figur der durchtrainierten Tänzerin, ihr eleganter Gang, in dem sich natürliche Bewegungsfreude und die strenge Schule der Litwinowa vereinten, alles das zog

Männerblicke an. War es die Lebensfreude, die sie ausstrahlte, nachdem sie dem Käfig der Ballettlehrerin entfleucht war? War es die Neugier auf die Großstadt, die aus ihren Mädchenaugen blitzte? Argwöhnisch wachte Sylvin Rubinstein über die Schwester, die zu einer Frau geworden war, schleuderte jedem, der ihr ein Lächeln zuwarf, einen bösen Blick zurück. Er hatte seine Not damit, denn Künstlerkollegen, Studenten, veritable Schriftsteller, Taxifahrer, Bühnenarbeiter und Direktoren, alle sahen Maria nach.

Maria sollte das Schwesterchen bleiben, und wenn der alte Mann Maria zitiert, gibt er seiner Stimmlage etwas Kindliches. Sie durfte ihm nicht entwachsen. Doch diese Stadt gab den Zwillingen die Chance, gemeinsam aufzublühen. Es waren schöne Tage in Berlin.

Wenn es dämmerte, erwachten rund um die Gedächtniskirche die Lichtreklamen. Sie warfen eine nach der anderen ihre grellen Farben von den Dächern und leuchteten den Zwillingen den Weg zur Arbeit. Sie nahmen die S-Bahn in die Friedrichstraße, rannten am Bühnenportier vorbei und hinein in die Künstlergarderoben, in denen Schweiß stand und Aufregung. Der Duft von tausend Parfüms verdichtete sich zu schweren Wolken, die drückend durch die Gänge zogen. Das Orchester spielte, und die Zwillinge fieberten. Und sie waren glücklich.

Nach vier Wochen war alles vorbei. Das Engagement war zu Ende. Wer im Wintergarten aufgetreten war, durfte nicht gleich wieder in Berlin auf einer anderen Bühne stehen. Das verboten die Verträge, und darauf achteten die Agenten. Es folgten viele erfolgreiche und fröhliche Tourneestationen. »Aber Berlin«, sagt Rubinstein, »uns hat wiewo gezogen.« Sie würden wiederkommen, das wußten sie.

Die Moden wechselten. In den Revuen im Admiralspalast und bei Chanel im Schauspielhaus streckten ganze Mädchenbataillone die Schenkel ins Publikum, in James Kleins Komischer Oper noch viel mehr. Das, so warb Klein auf seinen Plakaten, hatte die Welt noch nicht gesehen. Und dann hatte Berlin es eben doch gesehen. Die vielen Nacht- und Nacktkabaretts verloren ihre Gäste.

Die Berliner liebten wieder die Operette, das »Land des Lächelns« und »Schön ist die Welt«. »Das weiße Rössl« war als große Revue lange ausverkauft. Sogar der alte Paul Linke wurde wieder aufgewärmt und, selbst am Taktstock, mit Ovationen überschüttet. Und auf

den vielen kleinen Bühnen brachten Coupletsänger die Berliner zum Lachen.

Mit Josephine Baker kamen Jazz und wilde Negertänze von St. Louis nach Berlin, und provokant nackte Unschuld.

Als Maria und Sylvin Rubinstein wiederkamen, schlugen gerade südamerikanische Rhythmen ein. »Das hat plötzlich gezogen«, schwärmt Rubinstein. Die Berliner liebten nun Boleros. Sylvin und Maria Rubinstein, mit den Kubanern in einem Programm, kauften sich kleine Schenellen, die sie sich an Lederbändern über die Finger zogen wie Kastagnetten. In jedem Theater stoßen die Tänzer aus Galizien auf Musiker aus der Karibik. Dunkelhäutige Kerle, die Rumba spielen, wie Juan Llossas, oder schwarze in weißen Smokings, wie aus dem Ei gepellt. Die Morlino-Kapelle, direkt aus Havanna, mit ihrem leicht schleppenden Schlagzeug, den Tongas und Congas, läßt Palmen wachsen am Landwehrkanal.

Die südamerikanischen Rhythmen blieben für die Zwillinge Seitensprünge, so erotisch wie Seitensprünge eben sind, aber nicht sehr ernst, denn geliebt haben Maria und Sylvin Rubinstein den Flamenco. Es war eine glückliche Liebe, sie paßte in die Zeit. Wer heute die alten Programmhefte der Berliner Varietébühnen durchsieht, findet einen Flamenco in jedem Spielplan.

Imperio und Dolores stehen bald wieder mit einer Flamenconummer auf einer Berliner Bühne, die ihr Leben bestimmen soll, wie vorher nur das Adria in Warschau. »Wir waren gewesen glücklich in der Scala«, sagt Rubinstein, »ausgerechnet in Berlin waren wir gewesen so glücklich.«

Vorhang auf für Dolores e Imperio: Ouvertüre der Oper Carmen. Dann Stille. Ein Zapateado, ein Tremolo. 3000 Menschen halten den Atem an.

Die Scala war kein Zirkus mehr unter festem Dach, wie der Wintergarten. Jede Scala-Vorstellung war eine Revue, alles fügte sich zu einem großen Ganzen zusammen, und jede Nummer hatte ihr eigenes Bühnenbild. Es wurde getanzt, gesteppt, gesungen. Tanzpaare, Solisten und gleich mehrere Ballettgruppen.

In der Scala gab es keine Tische mehr, wie sonst in den vielen Varietés, durch die sie getingelt waren. Das Publikum saß in festen Reihen, den Blick gebannt zur Bühne. Rauchen war nur im Foyer gestattet. Aber die Scala ließ dem Zuschauer keine Atempause. Es vergoß

Tränen mit Charlie Rivel, dem großen Clown, bangte kalten Schweiß mit der todesverachtenden Hochseilakrobatin Tamara, hielt sich den Bauch, wenn Werner Finck, der Conférencier, durchs Programm führte. Revuemädchen mit patentgeschützten Straußenfedern entzückten die Herren, und die Damen sangen mit, wenn Claire Waldoff grölte: »Ach Gott, was sind die Männer dumm«.

Das große Scala-Orchester begleitete nicht einfach die Nummern, so wie eine Zirkuskapelle. Es war selbst die größte Nummer im Programm. Otto Stenzel, der Kapellmeister, wurde gefeiert, wenn er nur den Taktstock hob. Foxtrott, Rumba, Swing.

Oft wußte das Tanzpaar nicht, wann es an der Reihe war. Immer wieder stieß der künstlerische Leiter die Reihenfolge der Auftritte im letzten Moment um. Künstler sprangen ein, die gar nicht im Programmheft standen, andere verspäteten sich.

Tanzen in der Scala war Schwerstarbeit. Die Geschwister hatten jeden Abend Vorstellung. Am Wochenende sogar zweimal am Tag. Jeden Morgen mußten sie trainieren. Eine spanische Zigeunerin korrigierte Lehrstunde um Lehrstunde ihre Choreographie. Die Zwillinge mußten gut sein. Die Berliner sahen brillanten Flamenco, es gab große Tänzerinnen, die aus Andalusien kamen. Irgendwann, und dafür quälten sich die Zwillinge jeden Tag, wollten sie auf den großen Plakaten stehen, ganz oben, nicht mehr nur als eine Nummer im Programm.

Bei Mutter Schwanebeck am Tresen spielte es keine Rolle, wer wo im Programm stand. Die kräftige Frau mit dem breiten, freundlichen Gesicht und den fleischigen Armen, die hinter dem Zapfhahn stand, führte die »Kleine Scala« auf der anderen Straßenseite. Nach den Proben hockten alle zusammengedrängt an den kleinen Tischen im engen Künstlerlokal gegenüber, die großen Stars und die, die es noch werden wollten.

Die Morlino-Kapelle schlürfte geschlossen ihre Süppchen, und Ordo, die Schlangentänzerin, starrte aufs gebratene Kaninchen. Die schräge Claire Waldoff setzte ihren Ellenbogen auf die Theke, hängte ihr Kinn in die Handschale ein und bestellte ein Glas Wein.

Maria und Sylvin hockten viel mit den Mädchen vom Ballett zusammen. »Ich weiß nicht, ob sie schon Scala-Girls hießen, oder der Name ist gekommen später.« Aber sie waren jung und so voller Träume wie die Zwillinge. Eine hieß Bobby. Sie gehörte zu den Girls.

Und zu Bob und zu Bob. Bob, Bob und Bobby. Aber sie liebte einen Boxer. Der zog die Zwillinge abends mit in einen Tanzsaal in der Joachimstaler Straße, Ecke Kantstraße. Dort gewannen sie alle Preisgelder.

Auch Bobby konnte tanzen. Das unterschied sie von den Beauties, die durch das Programm liefen, weil sie makellos gewachsen waren. Was mag wohl aus Bobby geworden sein? Grete Weiser, die auch Nummerngirl war, ging später zum Film.

Niemand hätte bei Mutter Schwanebeck einen Gedanken darauf verschwendet, daß das Galizien, aus dem die Flamenco-Zwillinge kamen, nicht in Spanien lag, sondern dort, wo man Klezmer spielte und den Rebbe-Tanz machte. Und niemand störte es, wenn der stolze Imperio auf dem Weg zur Garderobe laut ausrief: »Ach, hat Gott se Massel gegeben.« Kamen denn nicht alle hier in Berlin eigentlich aus irgendeinem Galizien?

Und Pola Negri, die Polin, die keine Jüdin war, die über Berlin nach Hollywood gegangen war und jetzt zu Gastauftritten kam, hatte sie nicht auch in Warschau im Adria getanzt? Elisabeth Bergner, war sie nicht auch ein Kind aus Galizien? Max Reinhardt, hatte er nicht Goldstein geheißen, und war das nicht ein jüdischer Name? Friedrich Hollaender, der Operettenkomponist, kam nicht aus Holland, sondern von dort, wo man den Schabbat heiligte. Max Pallenberg, der als »Der brave Soldat Schwejk« bei Piscator am Theater am Nollendorfplatz über das Laufband spazierte, kam er nicht aus einer jüdischen Komödiantentruppe aus der Bukowina? Billy Wilder, der Eintänzer gewesen war im Hotel Eden, und jetzt beim Film, hatten nicht seine Großeltern in den Beskiden noch jiddisch gesprochen? Alexander Granach, hatte er als Kind nicht in den Scheunen und Ställen von Werbowitz gespielt, was nicht weit entfernt von Brody, aber viel kleiner war, und noch schmutziger mit seinen Ferkeln, Fohlen und Küken?

Auch die Zwillinge wollten in Berlin bleiben, so lange wie möglich, und wiederkommen, wann immer es ging. An das Engagement in der Scala schloß sich jetzt eines in der Plaza an. Beide Theater hatten dieselbe Direktion. Das Varieté war eine Markthalle der Sensationen, das Dach so hoch wie der Himmel und ohne Stützen. Dieses Großraumtheater am Küstriner Platz war einmal der Ostbahnhof gewesen, der durch den Schlesischen Bahnhof ersetzt worden war.

Um das Plaza herum lebte das andere, das proletarische Berlin. Der Eintritt war hier günstiger als in der Scala, geboten wurde dasselbe.

Trotz der Größe war es wie ein riesiges Ei, die Decke eine große Blume. Der Rang zog sich rundherum, rechts und links der Bühne waren Logen. Und für die Zwillinge bedeutete es etwas länger bleiben in Berlin.

Sie wollten nicht weiterziehen. Sie mußten. In die Flora nach Hamburg, ins Apollo nach Mannheim, ins Drei Linden nach Leipzig, ins Olympia nach Dortmund oder ins Schouwnburg nach Rotterdamm. Rubinstein hat alle diese Städte längst vergessen. Aber nicht Berlin. Jetzt traten die Zwillinge dort unter wechselnden Namen auf. Im Haus Vaterland, mit seinem runden Kuppelturm. Dort gab es Whisky in Western-Bars und Wiener Kulissen, Zigeunerkapellen, Schuhplattler und Flamenco. Dann zogen sie weiter ins Berolina-Varieté, nicht weit vom Alexanderplatz. Maria mochte es nicht, aber Sylvin Rubinstein sagte: »Es waren unsere Leute dort. Viele Arbeiter und Kommunisten.« Später hieß es Café Braun.

Rubinstein: »Ich habe kennengelernt wunderbare Kommunisten.«

Oft ist es nur wenig, an das Rubinstein sich erinnert. Ein paar Gestalten in den Hauseingängen. Eine verrauchte Berliner Kneipe. Redner. »Ich habe gekannt gute Kommunisten. Aber sie haben geglaubt an Stalin.«

Ja, er hat manchmal einen von ihnen getroffen, er war ein brillanter Redner, irgendwo, es war in einer Arbeiterkneipe. Und dann da, bei den Hauseingängen. SA ist vorgefahren. »Wir haben gelacht über sie, in den kurzen Hosen, und die Hemden so eng.« Wie hatten sie ihnen noch nachgerufen? Lange Haare Tango-Schritt, da kommt die SA nicht mit! Dann sind sie von den Autos gesprungen, und die Straßenschlacht begann.

Natürlich haben die Zwillinge die Not gesehen. Der Weg über die Brücke zum Wintergarten war immer ein Spießrutenlauf durchs Elend. Schulter an Schulter standen Bettler und Huren. Fliegende Händler boten in Handkoffern Hosenträger feil, priesen Krawatten an und Parfüm.

Verlebte Alte, schmutzig und schrill, die Passanten Seidenstrümpfe entgegenstreckten. Bettelnde Kinderhände, weißes, welkes Fleisch zwischen Strumpfbändern und Rüschenhöschen, billig angeboten auf der Straße. Die Koksgesichter, die Armstümpfe, die Krücken. Der

knochige Jüngling, der zischelte: »Navy Cut? Schnee?« Das alles hatten die Zwillinge gesehen.

Und sie haben gesehen, was auf den Straßen passierte. »Immer wieder wurden überfallen die Juden.« Aber da sind in seiner Erinnerung auch die Bilder von den jungen Burschen, die sich gewehrt haben. Sie waren aus wohlhabendem Hause, sie hatten ein Auto und waren mit Mädchen aus. Die Kerle von der SA haben sich blutige Nasen geholt. Aber das war, als sich die Kommunisten immer wieder mit der SA prügelten.

Und doch schickten sie ihrem Agenten, der sie längst weitervermittelt hatte, in irgendein anderes Varieté in Süd-Ost- oder Westeuropa immer wieder ärztliche Atteste, nur um noch ein paar Wochen bleiben zu können. »Berlin«, sagt Rubinstein, »hat uns irgendwie gehalten. Wir sind hier geklebt.«

Sie ziehen von Künstlerpension zu Künstlerpension, von der Luther- in die Kantstraße oder von der Kant- in die Lutherstaße. Und alles sieht gleich aus, mit den schweren alten Möbeln und dem großen Wasserkrug neben der Waschschüssel. Abends liegen sie erschöpft auf ihren Betten und klappern einander mit den Kastagnetten ihre Gefühle und Gedanken zu. Dann necken sie sich, toben über die Betten, wie es Kinder tun.

Manchmal schlenderten sie zur Baronin Wranicke, die wohnte beim Tiergarten. Sie war eine Freundin der Mutter.

Die Wranickes waren Bankiers. Sie hatten Besitztümer in Riga und in Berlin. Wenn Maria und Sylvin klingelten und jemand von der Dienerschaft fragte – »Wen darf ich melden?« –, dann antwortete Maria: »Die Fürstenkinder.« So nannte die Baronin die Zwillinge.

»Madame Baronin ist viel gegangen ins klassische Ballett. Sie mochte nicht gehen ins Varieté. Nur wenn wir haben getanzt.«

Zum Essen gingen sie immer zu Mutter Schwanebeck.

Während Schauspieler und Sänger eher durch die Lokale um die Gedächtniskirche rauschten, im Café Wien Hof hielten, am Kurfürstendamm, saßen bei Mutter Schwanebeck vor allem Musiker, Tänzer und Akrobaten.

Unter den vielen Fotos der Künstler, die an den Wänden der Kneipe hingen, hatte das von Dolores und Imperio einen Ehrenplatz. Noch lange nach dem Krieg, so hat Sylvin Rubinstein später erfahren, vergilbte ein Bild von Maria und ihm dort im Kneipenrauch.

Hätte er es doch geholt! Heute besitzt er kein Foto mehr von damals. Es war das einzige, das geblieben war.

Gleich daneben hingen die drei Cordonas, todesverachtende Helden am Trapez, und Lilian Leiten, die hundert Überschläge machte, an einem Ring, hoch über dem Publikum. In Kopenhagen ist sie abgestürzt. Der Haken, an dem das Seil hing, war gebrochen. Rubinstein ist sicher: »Er war angesägt! Es gab auch viel Neid unter den Artisten.« Später hat er den Film über die drei Cordonas im Kino gesehen. Und heute weiß Rubinstein nicht mehr, was er auf der Leinwand erlebte und was in der Scala. Aber Leben und Film gingen schon damals ineinander über.

Wenn sie frei hatten oder auf neue Verträge warteten, zogen die Zwillinge mit ihren Leinwandhelden durch aufregende Lokale. Sie gingen in das »Rio Rita«, in die »Greiffi-Bar« in der Joachimstaler Straße oder in das Kakadu. Sie sahen große Kollegen im Femina-Varieté und kleine in der Uhu-Bar, die nach dem Auftritt die Gäste an den Tischen zum Sekt animierten.

Verrückte Leute, interessante und berühmte kreuzten ihre Touren durch das Berliner Nachtleben. »Ich habe auch gekannt ganeven, große. Die Brüder Sass.« Die Brüder hatten Geschicklichkeit in den Fingern, Kraft in den Bizepsen und den Schalk im Nacken. Sie gruben Tunnels unter Straßen direkt hinein in die Banktresore. Wenn die beiden Jungen mit den spitzen Gesichtern in einem der einschlägigen Lokale in der Friedrichstraße erschienen, wurden sie mit Applaus empfangen. Dann schmissen sie eine Lokalrunde für die Kollegen vom Ringverein. So nannte sich die Gilde der Schwerkriminellen, Schutzgelderpresser. »Wenn du die angeguckt, mein Gott, arme zwei Heringe, aber Kavaliere, große. Und sie haben geliebt die Artisten, uns immer eingeladen in der Kakadu-Bar. Das waren Banditen, wunderbare.«

In Prag hatten sie eine Bank geknackt, selbst in Warschau waren sie erfolgreich auf Einbruchstournee gewesen. Ihre arme Mutter klagte oft über die bösen Jungen, sie arbeitete in der Garderobe der Opera an der Kantstraße. Unter Hitler wurden die Brüder Sass, denen fast nie etwas nachzuweisen gewesen war, »auf der Flucht« erschossen.

Maria und Sylvin schließen auch wirkliche Freundschaften. Sybille Schmitz ist eine gute Kameradin. Die Geschwister sind oft bei ihr

zu Hause in der Nachodstraße 5. Sybille Schmitz, die aus dem Rheinland kommt, kocht einen Kaffee in diesem modernen Kaffeekocher, der aussieht wie eine Wasserpfeife. Dann werfen sie sich auf ihr modernes Sofa mit den großen Blumen und hören Grammophon, Chansons von Yvonne George, aber auch Operettenschlager von Jan Kiepura. Damals war Sybille Schmitz schon ein Filmstar. Sie hatte im »Vampir« gespielt und mit Hans Albers in dem Fliegerfilm »FP1 antwortet nicht«. Sie kannte Albers schon von der Bühne bei Max Reinhardt. Aber da hatte sie immer nur kleine Rollen bekommen oder war die zweite Besetzung. Jetzt stand ihr Name groß auf dem Filmplakat. Als die Zwillinge mal wieder in Berlin sind, macht sie gerade ihren Führerschein. Sie will sich einen Sportwagen kaufen. Rubinstein sagt über die Schauspielerin, die als hintergründige Diva galt: »Sie war die beste Freundin.«

Sybille Schmitz warnte die Zwillinge immer wieder: »Geht weg! Es wird gefährlich. Berlin ist kein guter Platz mehr für Juden.« Aber Berlin war bald auch kein guter Platz mehr für die junge Diva. 1933 sollte ihr letztes gutes Jahr sein. Sie hatte sich mit Goebbels höchstpersönlich angelegt. Sie bekam keine großen Rollen mehr. Gustav Gründgens setzte sich noch einmal beim Propagandaminister für sie ein. Aber Sybille Schmitz verschwand vom Sternenhimmel, an dem sie aufgestiegen war wie ein Komet. »Später«, sagt Rubinstein, »hat sie sich umgebracht.«

Das war schon lange nach dem Krieg. Sybille Schmitz war tablettenabhängig. Sylvin Rubinstein hat damals noch einmal bitter geweint. Der Regisseur Rainer Werner Fassbinder machte später einen Film über Sybille Schmitz. Er hieß: »Die Sehnsucht der Veronika Voss«. Aber da ist Rubinstein schon lange nicht mehr ins Kino gegangen.

Aber damals in Berlin, da gingen Maria und Sylvin ins Kino, wann immer Training, Auftritte und Termine es erlaubten. Es liefen noch Stummfilme, aber es gab jetzt auch die neuen Tonfilme. Dort traten dann auch wieder Artisten auf und Tänzer, und ein Orchester spielte. Nicht im Film, sondern auf der Bühne. Denn die Tonfilme waren zu kurz, um einen ganzen Abend zu füllen.

Aus Amerika kamen großartige Revuefilme wie »Broadwaymelodie«, aber auch deutsche Produktionen wie »Varieté« mit Hans Albers und von Charell »Der Kongreß tanzt«.

Maria und Sylvin gingen oft in das Astor-Kino, am liebsten aber ins Capitol, gleich beim Romanischen Café. Freischwebende Treppen führen hinauf zum Rang. Und wenn der Vorhang aufgeht, glühen blaue Glaskaskaden wie riesige Brillanten.

Der alte Mann steht auf, öffnet das Schränkchen, auf dem heute der kleine Fernsehapparat steht mit der Zimmerantenne, und holt einen Stapel Schallplatten hervor, Schellack. Er stapelt sie auf seine Knie, und von den Hüllen erstehen die Menschen auf, deren Stimmen in diese Rillen gepreßt und deren Gesichter nur noch auf Filmrollen der Deutschen Cinemathek konserviert sind.

Jan Kiepura. Er war einer der ganz Großen, dabei war er klein gewachsen und trug deshalb hohe Absätze. Aber er war der kraftvollste Operettentenor seiner Zeit – und hier, diese Platte, von Richard Tauber. Oder war der Kerl mit dem Monokel und dem dicken Fischgrätmantel die Stimme Nummer eins? Rubinstein verehrt bis heute beide.

Und in seinen Erinnerungen mischt sich Erlebtes, Gehörtes und Verpaßtes. Jan Kiepura war durch das Radio berühmt geworden. Zuerst hatten die Menschen seine Stimme gehört, dann erst sahen sie den kleinen Mann, aber da hatte der Klang seiner Lieder sie längst süchtig nach ihm gemacht. Im Kranzler verbreitete sich eine Anekdote, die so schön war, daß man sie glauben mußte. Der Sänger sei einfach in das Rundfunkhaus gegangen, habe sich in den Eingang gestellt, seine Arien durch das Treppenhaus geschmettert und nicht wieder aufgehört zu singen. Und von da an sei er auch im Radio nicht mehr abzustellen gewesen. Der Funk war damals eine große Sache. Viele kauften sich jetzt so einen modernen Apparat.

Der berühmte Richard Tauber, Schwarm aller Frauen, setzte sich nach seinen Auftritten in den großen Häusern nachts in Max Hansens Kakadu-Bar ans Klavier und begleitete die Lieder des Freundes. Auch Max Hansen war ein großer Sänger. Und ein großartiger Kollege. Am Heiligen Abend saßen all die heimatlosen Künstler bei ihm zusammen, christliche und jüdische, und jeder führte etwas auf.

Jan Kiepura, dieser kleine große Kiepura, legt dem jungen Sylvin Rubinstein, der jetzt Imperio heißt, die Hand auf die Schulter. Und alle im Kranzler können es sehen. Und er fragt väterlich, vertraulich und auf polnisch: »Sagt mal Kinder, habt ihr auch eine ordentliche Gage?« Das war der Ritterschlag! Jetzt gehörten sie dazu. Und Ru-

binstein sieht sie noch, wie sie in Kiepuras Arm liegt, diese blonde Schauspielerin, die so schön war und so witzig, die aus Ungarn kam und so jüdisch war wie Maria und Sylvin. Es war Martha Eggert. Heute lebt sie in Amerika.

Und Rubinstein wirft sich vor Kiepura in die Brust und sagt: »Ich bin bei Marvelli.« Oder war es Spadoni, oder Gebel?

Künstler mußten aufpassen in Berlin. Denn Direktoren blieben oft die Gage säumig. Fritzi Massary, auch das war so ein schönes altes Stadtgespräch, die Operettendiva und wie Rubinstein sagt, »a jiddische Mamme«, ließ sich jeden Abend die Gage auf den Frisiertisch legen, dann erst trat sie auf.

Fritzi Massary, so tuschelte die Szene, hatte schon mehrere hundert Mark am Abend, als ihr Partner, mit dem sie damals auftrat, noch zwanzig bekam. Er hieß Hans Albers und war früher im Admiralspalast immer aus dem Kronleuchter zu den Nixen ins Wasserbassin gesprungen. Dadurch war er zum Film gekommen.

»Wir haben stundenlang gesessen und geschludert«, sagt der alte Mann. Und dabeizusein, alle diese Geschichten zu hören und weiterzuerzählen, das hieß Teil zu sein von diesem großen Berliner Taumel.

Die Zwillinge erfuhren in Berlin Geheimnisse des Lebens, von denen ihnen die Mama nichts verraten hatte, und auch nicht Madame Litwinowa. Im Eldorado saßen Männer, die aussahen wie Frauen, und Frauen, die wie Männer waren. Ein böser Polizeikommissar fing die Transvestiten ein, die fröhlich aus der Bar stolzierten, denn die Kleider, die drinnen erlaubt waren, blieben auf der Straße verboten. Und der Kommissar ließ sie erst wieder laufen, als sich schon die ersten Bartstoppeln durch das Make-up gedrückt hatten. Das fand niemand lustig.

Dem jungen Tänzer blieben solch bunte Varianten der Berliner Natur sehr fremd. Neugier mischte sich mit leichtem Degout. »Aber wir waren so jung«, sagt Rubinstein, »und so unschuldige Kinder.«

Sylvin Rubinstein war ein schöner Mann, groß und feingliedrig, das helle Haar leicht gelockt. »Ach, was sind an mich rangekommen die Männer.« Und der alte Tänzer schüttelt sich.

Ein Herr hatte ihn in einem Café angesprochen. Er hatte Rubinstein vorgeschwindelt, er besäße ein Varietétheater. Aber der Tänzer wußte: »Direktoren sahen anders aus, sie hatten eine Glatze oder waren fett oder hatten Geieraugen.« Dieser war zu freundlich für ei-

nen Direktor und zu kultiviert. Da hat der Tänzer gesagt: »Seien sie ehrlich, sie haben gar kein Theater.« Und er war ehrlich und Sylvin ihm deshalb nicht böse. Der freundliche Fremde hat ihn auf eine Party mitgenommen. Da waren fast nur Frauen. »Aber die einen, das waren die kessen Kater«, sagt Rubinstein. Sie gingen im Smoking, den Nacken rasiert. »Und die haben geliebt die anderen.«

Den falschen Direktor hat er nach dem Krieg wieder getroffen, zufällig auf dem Kurfürstendamm. Sie sind in ein Café gegangen, dort wo früher einmal die Kakadu-Bar war. Er war im Konzentrationslager gewesen. Irgendein Liebhaber, der verhaftet und verhört worden war, mit all den Sadismen, mit denen ein schwuler Mann im Nationalsozialismus verhört wurde, hatte seinen Namen genannt. Rubinstein und er haben sich dann öfter getroffen, auf einen Kaffee und haben geplaudert.

Erst Jahre später, als Imperia Dolorita in St. Pauli tanzte, im Roxi und in der Taverne, sollten Männer in Frauenkleidern seine Freunde werden. Manchmal sitzen die alten »Fummeltanten« heute noch bei Peggy zusammen. Und einmal fiel Ria auf, daß Donna, wie sie Rubinstein immer noch nennen, irgendwie anders war: »Ich habe ihn nie in einer Umarmung mit einem Mann gesehen.«

Die Zwillinge waren jung, fröhlich, attraktiv. Und Marias schlanker Bruder mit dem blonden Lockenhaar gefiel auch den Frauen. Asta Nielsen war ein Stummfilmstar und schon nicht mehr ganz jung. Sie trat jetzt in der Scala auf. Sie mochte den hübschen Imperio, war freundlich und verbindlich, sie hatte diese Tiefe in ihrem Blick, und er zitterte vor jeder Begegnung. Die Nielsen war ein großer Star, war verheiratet und lebte zurückgezogen. Aber diese Zuneigung schien ihm doch mehr zu sein als rührende Mütterlichkeit.

Und dann an einem dieser Abende, da nahm ihn nicht die Nielsen mit nach Hause, sondern die andere Dame, die das große Konfektionsgeschäft besaß. Sie tranken Sekt, sie zog ihn ins Schlafzimmer, zog sich aus, und er sah die kleinen Fettrollen auf ihrem Bauch, erschrak und rannte davon. Der hübsche Tänzer war noch keine Zwanzig. »Maria und ich, wir waren so erzogen, wir hatten Angst, Menschen zu berühren.«

Jo war eine Tänzerin. Blauschwarz war ihr Haar, tiefschwarz waren ihre Augen. Jo Smith war mit Josephine Baker über den großen Ozean in der Nelson-Revue am Kurfürstendamm gekommen. Die

Baker war dann nach Paris gegangen, und das Ballett hatte sich zerstreut. Jo war geblieben, trat in kleineren Clubs auf und kopierte Josephine Bakers Tanz, mit Bananen um die Hüften und ihrem erotischen Gurren. Jo konnte mit ihren Lippen den schönsten Flunsch ziehen, dann strahlte sie wieder, und die Zähne glänzten wie Perlen. Wenn sie tanzte, dann rasten die Beine, sie schüttelte ihre Schultern wie ein Kolobri die Flügel, und ihre Finger krallten und streichelten. Der junge Sylvin konnte sich ihrer Sinnlichkeit nicht entziehen. Doch nichts war ihm so ungeheuer wie die Begierde.

Sie blieben nur Freunde. Er hatte mit Jo einfach nur in den Cafés gesessen. Einmal hörte er vom Nachbartisch herüber: »Neger stinken.« Da ist er aufgestanden, galant, wie es der Tänzer gelernt hatte, und hat ausgeholt, blitzschnell, so wie es der Bengel aus Galizien so oft getan hatte. »Da habe ich gehauen dem Stänkerer in die Fresse, und er ist gefallen über alle Stühle.«

Im Draganski-Theater in Prag sind Jo und Sylvin sich später wieder begegnet. Sie waren im selben Programm. Sylvin Rubinstein hat ihr eine Kette geschenkt, aus 18karätigem Gold, mit einem Rubin daran. Er hat Jo gemocht. Damals zogen die Nazis schon in Wien ein.

Heute stehen fünf Fotos von der Tänzerin in einem Glasrahmen auf Rubinsteins Bord. Auf einem ist Jo Smith schon eine ältere Dame. Das Mädchen aus Harlem ist im Hamburger Hafenkrankenhaus gestorben. Sie hatte eine große englische Dogge, mit der ist sie viel spazierengegangen. Auf der Adenauerallee hat sie ein Betrunkener überfahren. Es war ein evangelischer Pfarrer.

Miteinander geschlafen haben Jo und Sylvin nie.

»Ausländer waren damals eigentlich gut angesehen in Berlin«, sagt Rubinstein, »erst die Nazis haben das zerstört.« Wenn Rubinstein über dieses Berlin erzählt, ist für einen Moment alle Bitternis wie weggespült. Und dann fragt er: »Und wo sind alle diese Berliner gewesen, als Hitler ist gekommen ans Ruder?«

Richard Tauber ging, später Martha Eggert, Jan Kiepura. »Die Nazis dachten, was brauchen wir Richard Tauber«, sagt Rubinstein. »Wir haben ja Johannes Heesters. Er war auch wunderbar, so charmant mit den Damen. Und ich muß sagen, ich habe ihn gemocht auch sehr gern.«

Der Direktor des Wintergartens nahm sich das Leben. Jules Marx,

der die Scala zum berühmtesten Varietétheater Berlins gemacht hatte, floh 1934; einige sagen: vor den Gläubigern. Pem, der Feuilletonist der BZ am Mittag, der wie kaum ein anderer die Scala begleitet hatte, schrieb, daß der Tod des berühmten Magiers Hanussen der letzte Anstoß gewesen war. Der Hellseher war vor seinem Auftritt immer nebenan in das Restaurant »Grüner Zweig« gegangen. Dort war der Jude Hanussen mit den guten Beziehungen zur Spitze der NSDAP eines Tages von zwei Männern in Zivil abgeholt worden. Niemand konnte sagen, wo er geblieben war. Später wurde seine Leiche im Grunewald gefunden. Er konnte nur noch durch sein Gebiß identifiziert werden und den Smoking, den er für die Nachmittagsvorstellung angezogen hatte. Wenn das berühmte Medium, der Jude, mit seinem skandinavischen Künstlernamen, der bei den Nazis viele Freunde hatte, wenn der einfach so verschwinden konnte, was würde dann eines Tages einem jüdischen Varieté-Direktor geschehen?

Marx übergab das Theater an seinen künstlerischen Leiter, den Mann mit der hohen Stirn, Eduard Duisberg. In Paris eröffnete er 1937 ein neues Varieté, aber die Deutschen machten mit ihrem Überfall auf Frankreich auch das kaputt. Und dann ihn selbst. Jules Marx wurde in ein französisches Lager gesperrt, dann ins KZ Sachsenhausen verschleppt. Er starb dort 1944.

Gleich nach dem Krieg ist die Familie Marx nach Berlin zurückgekommen. Carl Marx, ein Bruder von Jules, hatte bereits 16 Grundstücke von verschiedenen Eigentümern aufgekauft, rund um den Zoo. Von den alten Gebäuden stand nicht mehr viel. Die Pläne für das imposanteste Varietétheater, das jemals in Berlin gestanden hätte, waren gezeichnet, die ersten Revuen vorbereitet. Natürlich war Wolf Leder, der große Bühnenbildner, bei der Planung dabei. Wer sonst hätte diese Erfahrung mitbringen können, wer sonst solche Kulissen bauen können? Doch am Tag der Grundsteinlegung starb Marx an einem Nierenleiden, und mit ihm der Traum von der Wiederauferstehung der Scala. Jahre später wurden die von Marx und Leder entwickelten Pläne als Grundrisse für den Friedrichstadtpalast im Ostteil der Stadt übernommen.

Wolf Leder, der Bühnenbildner der Scala, erinnert sich noch, wie schnell sich die Künstler nach 1933 auf die neue Macht eingestellt hatten. »Vorher waren alle irgendwie links, international. Dann haben sie gemerkt, daß man ihnen nichts tat, sie konnten reisen, ver-

dienten viel Geld. Es gab keine Verbote, sie wußten, was sie durften und was nicht.«

Leder, der heute in seiner Charlottenburger Wohnung zwischen Bühnenbildentwürfen und Kostümfigurinen, in schönen Erinnerungen und einem großen Lebenswerk lebt, das sich auf Tischen und Staffeleien stapelt und in ungezählten Mappen quetscht, wundert sich immer noch, wie reibungslos die Show damals weiterging.

Bald wurden die Juden aus den Programmen der Theater und Varietés gestrichen. Und wenn der Direktor sich weigerte, dann bestellte die SA ein Dutzend Plätze in der ersten Reihe. Die Nazis pöbelten und verprügelten die Schauspieler.

Aber Berlin spielte weiter Theater. Und es machte weiter Kino.

Jens Keith, der Choreograph und gute Freund, der die Zwillinge immer gewarnt hatte – »Kinder, geht, es wird zu gefährlich für Juden in Berlin« –, wollte selbst nach London gehen und blieb dann doch bei Hugenbergs Ufa. Er ließ Bataillone von Revuemädchen aufmarschieren, beglückte die Landser und auch Goebbels und machte eine große Choreographenkarriere.

Das Varieté war schnell »entjudet«. Ein Wort, das damals bei einigen Künstlern durchaus Gefallen fand. Denn die Wirtschaftskrise hatte viele Theater sterben lassen, und Tausende von Artisten, Musikern und Bühnenarbeitern waren arbeitslos und froh über die geräumten Arbeitsplätze. Ausländer, Juden und Kommunisten wurden aus dem Artistenverband ausgeschlossen und verloren damit ihr Engagement. Die Direktoren der Varietés waren streng gehalten, nur noch selten ausländische Künstler ins Programm zu nehmen.

»Was hat es noch genützt, die Artistenloge? Alles wurde kaputtgemacht von den Nazis«, sagt Rubinstein, der so stolz gewesen war über den Berufsverband der Künstler. »Und heute gibt es sie auch nicht mehr.« Bald frohlockte Albert Peter Gleixner, der Leiter der »Fachschaft Artistik«, »daß seit zwei Jahren die deutsche Artistik eine in sich geschlossene nationalsozialistische Kameradschaftsgemeinschaft ist«.

Duisberg heulte mit den Wölfen. Bereits 1935 tat er stolz, »berichten zu können und zu dürfen, daß die Scala wiederholt von den Spitzen der Regierung besucht wurde«. Hitler war zweimal gekommen, Goebbels viermal. Für »Hitlers Geburtstag« war die Scala nun mit Hakenkreuzfahnen »geschmückt«, und im Foyer hing ein Füh-

rerbild. Nur der Jazz war aus dem Orchester nicht ganz rauszukriegen. Und auch nicht die »jüdischen Manieren« der Conférenciers: »Verehrte Gäste, sie können ruhig lachen, denn der Witz ist genehmigt!« Und Anspielungen wie diese: »Ja, verehrte Gäste, mit den politischen Witzen, das ist so eine Sache, da lasse ich lieber die Finger von, da habe ich ausgesprochene Konzentrationshemmungen.«

Werner Finck, Conférencier der Scala, war 1935 der erste Prominente der Scala gewesen, der wegen seiner doppeldeutigen Witze einige Monate im Konzentrationslager war. Er sollte nicht der einzige bleiben.

Der »Judenladen« Scala, dessen »leitende Männer waren früher die Juden Marx, Strelitz (beide nach Paris geflüchtet), der Jude Wolfsohn und die Amerikaner Ben und Erik Blumenthal«, geriet ins Visier des Propagandablattes Stürmer. Im Oktober 1939 denunzierte der Journalist Wilhelm Fanderl, Hauptschriftleiter des 12-Uhr-Blattes, fünf Mitglieder des Scala-Ensembles. Goebbels selbst griff ein. Der Kapellmeister Otto Stenzel, die Sängerin Anita Spada-Kambeck, der Pressechef »Will« Meyer, der Conférencier Heinz Heimsoth und ein Scala-Girl wurden verhaftet und in die Konzentrationslager Ravensbrück und Oranienburg verschleppt.

»Wir waren alle sehr erschrocken«, erinnert sich Bühnenbildner Wolf Leder, »Umerziehung nannte man das.« Nach einigen Wochen waren sie wieder im Varieté. Ein Jahr später gab das Ensemble in Sachsenhausen eine Sondervorstellung für die Wachmannschaften des Konzentrationslagers.

Bei Anita Spada-Kambeck hatte die Umerziehung gewirkt. Die Sängerin heiratete drei Jahre später den Sonderbeauftragten für »Kulturpersonalien« Hans Hinkel, Ministerialdirektor im Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda. In ihrem Heiratsgesuch an das Rasse- und Siedlungs-Hauptamt ließ sie es sich nicht nehmen, Goebbels selbst als einen der notwendigen zwei Zeugen für ihre Reinrassigkeit anzugeben. Nur hinter den Kulissen des Varietés wurde weiter gelästert.

Sylvin Rubinstein weiß nicht genau, wann er mit seiner Schwester aus Berlin abgereist ist.

Sybille Schmitz sagte: »Kinder, geht.«

Und Jens Keith sagte: »Kinder, ihr müßt gehen.« Und alle Freunde im Kranzler sagten: »Kinder, es ist besser für euch zu gehen.«

Und Sylvin sagte: »Maria, besser gehn ma verschwinden.«

Sie gingen noch einmal zur Baronin Wranicke, die Dienerschaft meldete die Fürstenkinder, und verabschiedeten sich. »Ich glaube, ich habe gesehen, wie haben gebrannt die Bücher auf dem Opernplatz. Aber wie war die Olympiade, wir waren schon lange nicht mehr da.«

Der alte Tänzer steht auf, geht in das kleine Zimmer, dort, wo das Telefon steht, über dem ein Tuch liegt, damit es nicht so laut klingelt wie Berlin. Er zieht die Schublade der Kommode auf und nestelt einen Umhang heraus. Er wirft ihn um, stolz wie ein spanischer Edelmann. Er greift die Gitarre, die zwischen den Puppen mit den Flamencokostümen steht. Dann setzt er sich wieder und legt sie auf seine Knie. Die Saiten sind nicht gestimmt. Umhang und Gitarre sind Reliquien. Sie sind geblieben, wie die Kastagnetten, ein paar Kostüme, eine Stola.

Die Zwillinge hatten die Sachen bei der Baronin Wranicke zurückgelassen. Sie hatten soviel Neues und Schönes in ihre großen Artistenkoffer gestopft, mit denen sie nach Berlin gekommen waren. Und es waren noch mehr Kisten und Schachteln geworden. Da haben sie einen Koffer bei der Baronin abgestellt. Sie wollten bald wiederkommen.

Es ist der Koffer, der neben dem Chaiselongue steht, den Rubinstein immer wieder aufmacht, nachts, wenn er alleine ist. Das Foto liegt darin von Maria, das einzige, das geblieben ist von der Schwester, das Bild, auf dem der Lippenstift klebt. Es sind winzige Löcher in den Ecken, von den Stecknadeln.

Das Bild hat in den Schaukästen gehangen. Im Wintergarten, wo die Bühne so lang war wie das Gleis nach Moskau, in der Scala, wo sie so glücklich waren, in der Plaza, die wie ein Riesenei war, und der Berolina, wo Sylvins Leute im Publikum saßen, die Proletarier waren und Kommunisten. Es ist auch das Foto darin von Sylvin Rubinstein, auf dem er die Locken naß macht, damit sie sich glatt kämmen lassen.

Manchmal nimmt er das Stück Seife heraus, er legt es sich auf die Wange und saugt den Duft ein. Diese Seife, die Seife seiner Schwester, die nach Berlin roch und nach Glück und nach Maria.

VIII

»Ich weiß, es wird einmal ein Wunder geschehen.« So hatte Zarah Leander gesungen, und das Wunder war geschehen. Die Deutschen waren wieder aufgestiegen aus Schutt, Scherben und Schützengräben. Sie hatten überlebt.

Die »Kornkammer« Ukraine war für sie geplündert, die Juden für sie ausgeraubt worden. Jeder, auch der es nicht wollte, hatte doch davon profitiert. Der Landser an der Front, den der Pelz der Frau Goldmann vor dem Erfrieren rettete, die Kinder, deren Mütter in den Fabriken arbeiteten und die bei der Landverschickung Milch zugeteilt bekamen aus dem Generalgouvernement.

Aber die Menschen in den Trümmerstraßen, mit ihren Bündeln und Kinderwagen, in denen sie durch die Ruinen zogen, was einmal ihr Hausrat war, diese Menschen, die sich drängten in den tristen Bahnen, die wieder fuhren. Diese Menschen, die jetzt Hunger hatten und froren. Konnte er sie hassen?

Und konnte er ihnen vorwerfen, daß sie ausfegten und, frisch entnazifiziert, wiederaufzubauen begannen, sich reinknieten ins Wirtschaftswunder nach der Währungsreform?

Aber was hatten sie gegen ihn?

Displaced Persons hießen Menschen, für die es keinen Platz mehr gab im sich neu ordnenden Europa. Die Polizei setzte den Juden aus Galizien im Ostteil von Berlin ab. Er nahm die S-Bahn und war wieder im englischen Sektor.

Dann schoben sie ihn nach Westdeutschland ab.

Der Tänzer hat lange gesucht, jetzt hat er die Papiere gefunden, in einer verstaubten College-Mappe aus Krokodilleder. Sie sind zusammengebunden mit einem Gummiband. Da ist erst einmal der »Deutsche Fremdenpaß« Nr. 1265/52, ausgestellt in Berlin, am 9. Juni 1952. Dann der Zonenpaß, dieser »berechtigt den Inhaber, innerhalb der besetzten Zonen Deutschlands aus der Zone seines Wohnsitzes in eine andere Zone zu reisen«. Dazu bedurfte es eines Visumstempels. Rubinstein reiste von der britischen Zone in die britische, von Berlin nach Hamburg. Er hatte einen Reisetag. Das Datum auf dem Stempel: 19.6.1952. Rubinstein war mit der PanAm nach Westdeutschland geflogen. »Ich konnte nicht fahren durch die Ostzone. Stalin hätte mich geschnappt.«

Der Tänzer hatte sich gefürchtet vor dem Wiedersehen mit der Reeperbahn. »Wegen der Erinnerung«, sagt Rubinstein. Sie hatten dort im Arkada getanzt, Dolores und Imperio.

Und doch lenkte irgend etwas seine Schritte zur Reeperbahn. Er stand wieder vor dem großen Haus. Leuchtsterne strahlten. Es war einmal ein berühmtes Varieté gewesen, ein Haus, in das man nur mit eleganter Abendgarderobe Einlaß fand. Der Direktor, sagt Rubinstein, war »ein jüdisches Dickerchen«.

Das ganze Parkett stieg, von einer magischen Kraft gehoben, aus dem Keller auf. Maria und Sylvin knallten ein Tremolo auf das Holz, daß es vibrierte. Und der schwebende Resonanzboden schickte den Flamenco aus der Grube in den Saal. Applaus fiel von den Rändern ins Bühnenloch. Langsam, ganz langsam schwebten sie hinauf ins gleißende Scheinwerferlicht. Und das Publikum klatschte, bis die Hände glühten.

Jetzt schrie ein anderer Name in bunter Neonschrift von der Fassade: Allotria. Rubinstein sagt: »Den Namen haben dem Varieté die Nazis gegeben.« Das jüdische Dickerchen gab es nicht mehr.

Die Bundesrepublik war kein gutes Parkett für den Tänzer aus Galizien. Rubinstein weiß nicht mehr, wer ihn warum zurückschikken wollte nach Polen. »Er wußte nur eines. Das wäre gewesen mein Tod.«

Deshalb hat er bei Heinz Singer an der Tür geklingelt, dem Vorsitzenden der jüdischen Gemeinde. Singer sagte: »Ich habe allerhand von Ihnen gehört.« Deshalb hat er Rubinstein einen Unterschlupf besorgt in einem jüdischen Krankenhaus. Ein Arzt kommt in sein Zimmer, und Rubinstein denkt: »Ich kenne das Gesicht.«

Er sieht ihn an, und da sieht er ihn im Krankenhaus in Warschau. Die Verletzten hatten vor dem Hospital gelegen, auf der Wiese. Die Brandbomben waren gefallen, und die Menschen waren lebendig verbrannt. Das war 1939 gewesen, da waren die Deutschen über Polen hergefallen.

Es war 15 Jahre her, jetzt war 1953, und die Deutschen wollten den undurchsichtigen polnischen Juden Rubinstein wieder loswerden.

Damals hatte die Bundesrepublik einen Vertriebenenminister. Er hieß Theodor Oberländer und verstand etwas von Vertreibung: »Die Eindeutschung der Ostgebiete muß in jedem Fall eine restlose sein.

Solche Maßnahmen vollständiger Aus- und Umsiedlung mögen für die Betroffenen hart erscheinen – aber eine einmalige Härte ist besser als ein durch Generationen währender Kleinkampf.« Das hatte Oberländer 1940 geschrieben, nur wenige Jahre vor der Gründung der Bundesrepublik. Damals war er Reichsleiter des Bundes Deutscher Osten und Offizier des Geheimdienstes der Wehrmacht.

Als die Wehrmacht in den frühen Morgenstunden des 30. Juni 1941 in Lemberg eingefahren war, war Oberländer vorneweg gefahren.

Wenn Rubinstein auf seiner Chaiselongue sitzt, dann lächelt er, wenn er an Lemberg denkt. Es ist für einen Moment, als entschwinde er wieder in eine andere Welt.

Mit der Mutter nach Lemberg fahren, was konnte für die Zwillingskinder aus Brody schöner sein! Leuchtend gelb waren die Fassaden, und so vornehm die Menschen, es ging Hügel hinauf und wieder hinunter. Die Droschkenfahrt vom Podzamcze-Bahnhof vorbei am Schloßberg zum Marienplatz war den Kindern wie ein Drohnenflug durch den Ball der Bienen. Eis essen im Café Rom, Akademiestraße, ach, es war so aufregend! Die Mama, die so aristokratisch die Konfektionsgeschäfte abschritt! Wie Diener verneigten sich die Schneider, und die Kinder waren so stolz auf die elegante Mama. Malke trug stolz ihr blaues Kleidchen. Und Sylvin selbst, die Schnürschuhe poliert, war er nicht ganz der junge Fürst Dodorow? Und dann, ganz vorn stehen in der Straßenbahn, diese lange Libelle, die sich energisch durch diesen Bienenstock bimmelte, das Leben war eine bunte Wiese.

In Lemberg hatten die Zwillinge ihre ersten Ballettschritte getan, bevor die Mutter sie nach Riga schickte. Hier hatten sie als junge Menschen im Skarbek-Theater gefiebert und im Opernhaus die große Ballerina Anna Pawlowa vergöttert. Der sonnige Sonntag auf der Rennbahn, als sie vor großen Federhüten und Offizierssäbeln erstarrten, das war in Lemberg gewesen. Hier hatte später Dr. Wolfenberger, der Chirurg, dem jungen Tänzer die Nase operiert. »Die jiddische Nus«, sagt Rubinstein, die den alten Mann mit einem Brennen im Winter und Rötungen jeden Sommer an die gelbe Stadt mit den Promenaden erinnert. Jetzt, wo Maria und Sylvin ein erfolgreiches Tanzpaar waren und wieder einmal im Bristol-Hotel gastierten, war Lemberg nach so vielen Tourneestationen fast Heimat. »Und es war

dort noch immer der rumänische Geiger, er hat uns begleitet, wunderbar.«

Am ersten Sonnentag spazierten die Zwillinge in den Park, eine halbe Flanierstunde vom Zentrum entfernt, mitten hinein in einen kleinen Basar. Da stand eine alte Klause mit Holztischen davor, die Bretter bleich gescheuert. »Und die Piroggen«, seufzt der alte Mann und formt mit den Fingern die kleinen Fleischtaschen nach. Sie lagen auf den Tellern und dufteten. Für einen Moment hatten die jungen Künstler davor gescheut, sich in ihrer feinen Kleidung an diese einfachen Tische zu setzen.

Da aber hatte die kräftige Polin mit der Schürze das zaudernde Paar längst im Augenwinkel. »Kommt, Kinder«, sagte sie, nahm die beiden am Arm und zog sie freundlich zum Tisch. Schon dampften vor ihnen die Piroggen.

Der alte Tänzer in St. Pauli ahmt die Stimme seiner Schwester nach. Sie ist zart, sie bettelt: »Ich möchte noch mehr.« Die Tänzerin aus dem Bristol verwandelt sich jetzt vor den Piroggen wieder in die kleine Malke. Und der alte Mann hat ihre Freude erhascht, für diesen Augenblick der Erinnerung an die Piroggen. Er faltet die Hände zu einer kleinen Höhle, und es ist, als hält er sie darin geschützt, wie ein Kind einen Marienkäfer, der gleich wieder davonfliegen wird.

Die Schürzenfrau steht da, und die Piroggen dampfen. Soviel Glück »für fünfzig Groschen«! Und Maria hat sechs davon gegessen und Sylvin noch einmal sechs.

Am nächsten Tag gehen die Zwillinge wieder zur Klause. Und dann jeden Tag. Die Frau mit der Schürze fragt: »Studieren Sie an der Akademie?« Denn Studenten aus ganz Polen besuchen die berühmte Lemberger Universität.

Maria und Sylvin Rubinstein schenken ihr ein Foto und schreiben darauf ein Autogramm und erklären ihr, daß das, was sie so schwer entziffern könnte, spanisch sei. Sie seien Dolores und Imperio, die in Lemberg gastierten. Die Piroggenfrau kam abends ins Bristol. Mit ihrem Mann und ohne die Schürze. Sylvin und Maria erkannten sie nicht einmal unter all den glanzvollen Gästen. Und am nächsten Tag seufzte sie über ihren Piroggen: »Oh, es war so schön.« Sie drückte ihr spanisches Tanzpaar in die Arme, das eigentlich aus Rußland kam, und wirklich nur aus Brody, was ja nicht so weit entfernt lag von Lemberg.

Und dann schenkt die Frau mit der Schürze dem Tanzpaar ein Kind. Der Junge ist keine acht Jahre alt, zerlumpt, verlaust, die Schuhe zu Lederlappen zerfallen. Und er ist scheu. Die Piroggenfrau sagt: »Der treibt sich hier schon lange im Park herum.« Keiner kümmert sich um das verwahrloste Kerlchen, nur die Piroggenfrau gibt ihm zu essen.

Der Junge hockt einfach da, unter einem Baum, ganz allein. Sie stellt ihm einen Teller Piroggen auf die kleinen Knie.

Jetzt nähert sich der junge Tänzer aus dem Bristol, ganz vorsichtig, so als könnte das Kind entwischen, wie ein waidwundes Reh. Aber es schlingt noch an den Piroggen.

»Wie heißt du?« fragt Sylvin Rubinstein auf polnisch. Und das Kind schlingt still. Er fragt auf ukrainisch, er fragt auf russisch. Und auch beim jiddisch bleibt der Junge stumm.

»Ich weiß nicht, als hätte man mir geschlagen auf den Kopf«, erinnert sich der alte Rubinstein, »ich probiere es auf französisch: Ou est la maman?« Da weint der Junge und stammelt.

Maria und Sylvin nehmen ihn an die Hand und schleppen ihn in das Viertel hinter dem Opernhaus, wo die Juden wohnen. In der Bernsteingasse kaufen sie zwei Hosen, zwei Hemden, Jacke, Schuhe, Wäsche. Alles geht nicht in eine große Tüte. Sie brauchen drei. Der Tänzer fragt, wo das jüdische Badehaus ist. Und eine jüdische Matrone schrubbt den Jungen. Dann schneidet ein jüdischer Friseur die Haare und befreit den Kopf von den letzten Läusen. »Mein Gott, was für ein schönes kleines Wesen«, seufzt Rubinstein in der Erinnerung an diesen Tag der Genesis, als der junge Herr aus dem Hotel Bristol das Kind schuf, aus Seife und zwei Hosen.

Und der Friseur, Zeuge dieser Wohltat, ermahnt den Jungen: »Vergiß nie, daß es ein Christ war, der dich mitgenommen hat.« Da protestiert der Tänzer laut auf jiddisch. Und plötzlich redet das Kind, und es redet tatsächlich jiddisch. Die Eltern, hat Rubinstein erfahren, waren aus Paris: »Aber wie ist ein französisches Kind gekommen nach Lemberg. Ich weiß nicht, haben sie den Jungen verloren oder verlassen?«

Das Tanzpaar sucht einen Rabbiner auf. »Wir waren immer auf Tournee, wie sollten wir behalten den Jungen?« Der Rabbiner nennt ihnen ein Waisenhaus. 40 Zloty kostete es im Monat. »Das ist kein Geld«, sagt Rubinstein, »ich bezahle gleich für ein halbes Jahr.«

Doch sie schaudern vor dem Heim und stehen wieder beim Rabbiner: »Wir haben das Kind aus dem Dreck herausgeholt, und jetzt sollen wir es geben wieder in den Dreck?«

Soviel Güte in diesem jungen Schönling im chicen Anzug, vielleicht hatte der fromme Mann nicht damit gerechnet. Jetzt schickt der Rabbiner sie zu einem besseren Waisenhaus. Es kostete 120 Zloty. Und Maria sagt zu ihrem Bruder: »Das ist gut. Wir werden das Geld verdienen.« Rubinstein hat sofort für ein ganzes Jahr bezahlt. Und jedes Jahr, bis die Deutschen kamen. Heute denkt er manchmal an den Jungen. »Wie alt«, fragt Rubinstein, »könnte er jetzt sein?«

Franz Josef Strauß, der später Ministerpräsident von Bayern wurde und davor Verteidigungsminister war, marschierte auch mit seinem Regiment 1941 in Lemberg ein. Er berichtete dem Heeresrichter nach den von dem Historiker Manfred de Zayas durchgesehenen Unterlagen der Wehrmachts-Untersuchungsstelle: »Brandgeruch und Leichengestank liegen über der Stadt. Vor einem Gefängnis oder einer Kaserne bemerken wir einen ungeheuren Auflauf. Die Russen haben Hunderte von Gefangenen auf bestialische Weise umgebracht. Tot und halbtot haben sie ihre Opfer in die Kasematten geworfen, mit Benzin übergossen und angezündet. Als wir dazustoßen, werden gerade die ersten Leichen herausgeholt – bis zur Unkenntlichkeit verbranntes Fleisch. Die Toten werden auf dem Hof in Reihen gelegt, die Angehörigen werden hereingelassen, um sie zu identifizieren. Die Szenen sind unbeschreiblich. Immer wieder tritt aus den Wolken eines bestialischen Gestanks eine Polin, eine Ukrainerin auf mich zu, packt mich, weint und schreit, zeigt Fotografien von Mann und Sohn.«

Nach dem Stalin-Hitler-Pakt hatten die Russen die Stadt erobert. Ein Teil der Bevölkerung hatte sich, bevor die Deutschen kamen, gegen die Russen erhoben. Der NKWD hatte gnadenlos gewütet. Jetzt wüteten die Deutschen. Auch das hat Franz Josef Strauß gesehen: »Wenige Tage später – wir liegen noch in der gleichen Stellung, neben uns ein großes Waldstück – krachen ununterbrochen Feuerstöße aus einer Maschinenpistole. Wir machen uns auf, wollen sehen, was los ist im Wald. Hinter den Bäumen eine Szene des Schreckens: Zusammengetriebene Juden, kommunistische Funktionäre, unschuldige Menschen mußten mit einem Spaten eine Grube ausheben, vielleicht fünfzig Meter in der Länge und zwei in der Breite. Die

Gefangenen standen da zu vielen Hunderten, vielleicht auch Tausenden – die Erschießungen erstreckten sich über mehrere Tage. Sie mußten sich hinknien vor der Grube, dann ging ein junger SS-Mann, vielleicht 18 Jahre und sternhagelblau, mit einer Maschinenpistole von Kopf zu Kopf, drückte ab, die Toten fielen in die Grube.«

130 000 Juden aus Lemberg wurden von den Deutschen ermordet. »Es war eine goldene Stadt«, sagt Sylvin Rubinstein. »Das ganze Varieté aus Marmor, die Treppengeländer vergoldet: Mein Schwesterlein und ich, gekommen mit Vogel, weißem. Dann setzt die Kapelle ein. Und das Parkett, wunderbar! Wie Glas!«

Jetzt sollte Rubinstein dorthin gehen, wo deutsche Volksvertreiber wie Theodor Oberländer, der nun Adenauers Vertriebenenminister war, Asche hinterlassen hatten und Leichen.

Singer erwirkte eine zweijährige Aufenthaltserlaubnis für Rubinstein. Rubinstein bekam auch einen neuen Stempel in seinen Paß. Und er reiste durch die neue Republik.

Es gab jetzt wieder Varietétheater in Deutschland.

In Heidelberg gab es nach dem Krieg das Domino, ein Kellerlokal. Es war nicht weit von dort zur Synagoge. Vor den Auftritten ist Rubinstein oft dorthin gegangen. Synagogen gab es nicht mehr viele in Deutschland. Nur einige waren wieder entstanden. Rubinstein hat in allen Städten Juden gesucht. Er hat sie ausgefragt. Niemand war aus Brody gekommen. Niemand, der Maria gesehen haben könnte in dem Stetl, zu dem sie damals gefahren war, nachdem sie einander losgelassen hatten auf dem Bahnsteig in Warschau. Sie war in den Waggon gestiegen in ihrem eleganten Mantel. Sie reiste erster Klasse, das schien sicherer. Maria paßte nur in die erste Klasse. Der Zug fuhr an. Ein richtiger Zug mit Speisewagen und Klosetts. Sie stand hinter dem Fenster, es klemmte, es öffnete sich nicht, hinter der Scheibe, auf der Schmutz lag, der Ruß und der Krieg. Sie winkte nicht. Sie verschwamm, so viele Tränen standen in Sylvin Rubinsteins Augen, die sie ansahen, immer nur ansahen. Dann war der Zug in der Dampfwolke verschwunden. Sylvin Rubinstein hatte noch lange auf dem Gleis gestanden.

Wie oft hatte Sylvin Rubinstein nachgefragt beim Suchdienst des Internationalen Rotes Kreuzes. Nichts. Die Juden waren in Güterwaggons gefahren.

IX

Die Kastagnetten liegen unter dem Sofakissen in einem schwarzen Samtbeutel, jede Kastagnette ist noch einmal in Filz gewickelt. »Das Holz muß bleiben warm«, sagt Rubinstein. Am Tage trägt er sie an seinem Körper, »meine Kinder«, sagt er manchmal zu ihnen. Er spielt oft mit ihnen, wenn er allein ist, und auch wenn er fröhlich ist.

Der alte Mann zieht sie mühsam durch die verengte Öffnung des Beutels. Es sind die Kastagnetten aus dem Koffer. Es sind zwei Paar. Früher, da haben sich Maria und Sylvin mit den Kastagnetten oft von ihren Gefühlen erzählt in einer Sprache, die nur die Zwillinge verstanden. Damals, als sie nebeneinander lagen, in irgendeiner Pension, in Berlin, in Bukarest, in Budapest. Kastagnetten klappern keine Worte, aber sie teilen Freude mit und Furcht. Marias Kastagnetten sprechen noch.

Wenn er die Lederriemen über die knospigen Finger zieht und das Holz klingen läßt, spürt er seine Schwester. Über die ungezählten Stunden, die Maria damit übte, haben sich ihre Finger in das Holz gedrückt, wie Tropfen in den Stein. Marias kleine Fingerhöhlen.

Es waren nicht ihre guten Kastagnetten. Die hat sie immer mitgenommen, auch damals, als sie in den Zug stieg nach Brody. Die Zwillinge hatten viele Kastagnetten und bessere als diese, die sie damals aussortiert und im Koffer zurückgelassen hatten bei der Baronin in Berlin. Dem Koffer mit dem Sommerkleid, mit den bunten Blumen darauf. Und den kleinen Schuhen. Der Koffer, in dem die Seife liegt.

Rubinstein zieht die Lederriemen seiner Kastagnetten über die andere Hand. Sie gehen nur mühsam über die Knöchel. Aber dann rasen die Holzmuscheln, dann reden sie mit Maria, und die Zwillinge liegen nebeneinander in ihren Betten in Warschau und Paris, dann klingen sie wie in Riga, Wien und New York, seine kräftig, aber stumpfer als ihre, die immer hell klangen, und wie sie vielleicht noch einmal in Brody geklungen haben, als Maria gefahren war.

Ihre hellen und seine kräftigen Kastagnetten, sie sollten immer zusammenklingen. Maria und Sylvin wollten sich niemals trennen und niemals trennen lassen.

»Deine Mutter will, daß du heiratest.« So hatte es Rachel Rubinstein ihrem Sohn Sylvin mitgeteilt. Dafür war sie aus Warschau ge-

kommen. Die Frau, die er heiraten sollte, hieß Sala. Sie lebte in Brody und war in Moskau geboren, so wie Maria und Sylvin. Auch Salas Eltern gehörten zu den jüdisch-russischen Emigranten in der kleinen Stadt an der polnisch-russischen Grenze.

Doch viel mehr als das verband die Mutter mit der von ihr gewählten Braut. Auch Sala hatte zwei Kinder und keinen Mann. Rachel Rubinstein wußte, was es für eine junge Frau bedeutet, Kinder zu haben von einem Vater, der Christ war. Maria wußte es. Und auch Sylvin wußte, was es für ein Kind bedeutet, wenn die Kinder auf der Straße riefen: »Miese gojim«.

Sala war klug und sehr schön, mit ihrem starken Haar und den dunklen, glühenden Augen. Sylvin mochte sie. »Und wenn ich war mit ihr zusammen und mit den Kindern, dann habe ich sie auch ein bißchen geliebt.«

Sylvin Rubinstein mag Kinder. Und Kinder mögen den lustigen alten Herren, der immer Possen macht und Kunststücke zeigt. Er redet mit ihnen, weil er sie ernst nimmt, und er bangt mit ihnen um den Ausgang der verrückten Geschichten, die er ihnen erzählt. Und sie klatschen und tanzen miteinander. Salas Kinder waren noch sehr klein.

Maria sagte: »Wenn du sie liebst, sind wir kein Tanzpaar mehr.«

Maria hatte viele Verehrer gehabt. Immer war ihr der Flamenco wichtiger gewesen. Maria, die strahlend war und so verführerisch in ihrem Tanz, hatte nie mit einem Mann geschlafen.

Auch Sylvin Rubinstein war nur einmal wirklich verliebt gewesen, damals in Warschau in Halina, die ins Kloster ging.

Sala Gutman und Sylvin Rubinstein, die beide gerade 23 Jahre alt waren, haben geheiratet. Es hat keine jüdische Hochzeitsfeier in Brody gegeben, keinen Klezmer und keinen Tanz, keine Prozession durch die Gemeinde mit vielen Kinder voran und keinen Schirm, unter dem das Hochzeitspaar durch die Straßen geschoben wurde. Sie haben in Warschau geheiratet. Die Ehe wurde auf dem Rathaus bestätigt.

Die Gutmans waren froh über einen jüdischen Schwiegersohn, auch wenn er ein Tänzer war. Sie waren eine gläubige Familie, den Traditionen der Religion verbunden. Und so bestand der Brautvater darauf, daß Sylvin Rubinstein in die Mikwe ging, in das heilige Bad, zur rituellen Reinigung.

Zusammen mit seinem zukünftigen Schwiegersohn ging der gute